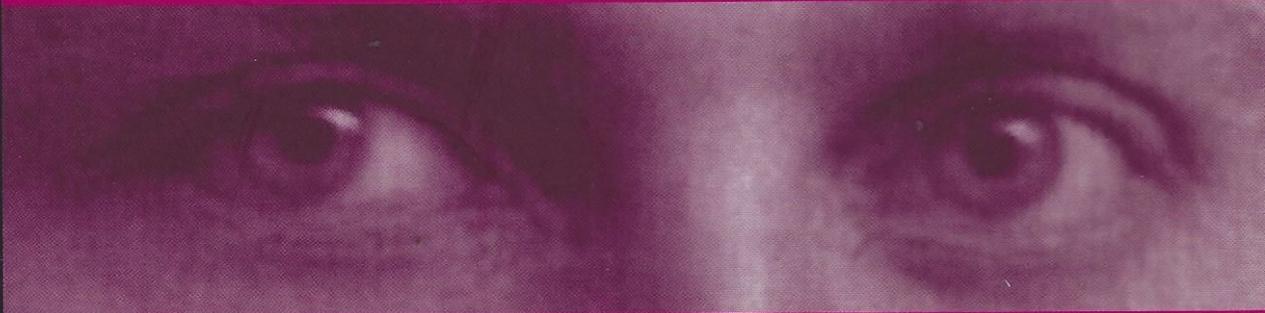


Beate Kosmala
Revital Ludewig-Kedmi



Verbotene Hilfe

Deutsche Retterinnen und Retter
während des Holocaust

Mit Geleitwort von Emil Walter-Busch

Couragierte Frauen und Männer retteten während der Zeit des Holocaust unter großen persönlichen Risiken verfolgte Jüdinnen und Juden. Ihr Schicksal steht im vorliegenden Buch und der dazugehörigen CD-ROM – eingebettet in die historischen Zusammenhänge – im Vordergrund.

Was waren das für Menschen, die während des Zweiten Weltkrieges den Mut hatten, sich für bedrohte Mitmenschen gegen das nationalsozialistische Regime zu stellen? Die Autorinnen haben diese Fragestellung des Politologen Manfred Wolfson, der in den Sechzigerjahren Interviews mit Retterinnen und Rettern durchführte, aufgenommen und für die Verwendung im Unterricht (8. bis 13. Schuljahr) weiterentwickelt.

Lehrkräfte finden in den pädagogischen Anleitungen, die den Biografien im Buch vorangestellt sind, didaktische Unterstützung.

Das Herzstück der CD-ROM bilden Audiostellen aus den Interviews mit Retterinnen und Rettern. Sie werden jeweils eingehend erläutert und zusätzlich mit Illustrationen, geografischen Karten sowie Lexikonartikeln ergänzt.

«Verbotene Hilfe» vermittelt auch über den Schulbereich hinaus eindruckliche Erkenntnisse zu einer bisher wenig beachteten Form des Widerstands gegen den Nationalsozialismus.

ISBN 3-03755-002-3 (Verlag Pestalozzianum)

ISBN 3-403-04085-2 (Auer Verlag)

pädagogische hochschule zürich

Beate Kosmala, Revital Ludewig-Kedmi

Verbotene Hilfe

Eidg. Kommission gegen Rassismus (EKR)
Commission fédérale contre le racisme (CFR)
Commissione federale contro il razzismo (CFR)
Commissium federala cunter il razzissem (CFR)

GS EDI
3003 Bern

Aussortiert

Beate Kosmala, Revital Ludewig-Kedmi

Verbotene Hilfe

Deutsche Retterinnen und Retter während des Holocaust

Dank

Das Buch und die CD «Verbotene Hilfe» wurden mit Unterstützung der Irene Bollag-Herzheimer Stiftung veröffentlicht.

[nach der Schweizer Rechtschreibung]

Erarbeitet im Rahmen des Forschungsprojektes «Die politische Ethik von deutschen Rettern verfolgter Juden 1938-1948: Rekonstruktion und Sekundäranalyse der unvollendeten Befragungsstudie von Manfred Wolfson 1964-1969» an der Universität St.Gallen/Schweiz und des Forschungsprojektes «Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945» des Zentrums für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin.

© 2003 Verlag Pestalozzianum an der Pädagogischen Hochschule Zürich Auer Verlag,
Donauwörth

www.phzh.ch → dienstleistungen → verlag
www.auer-verlag.de

Programmierung und Gestaltung CD-ROM
Markus Oertly, Pädagogische Hochschule Zürich

Lektorat
Barbara Kugler, Ursula Kohler, Verlag Pestalozzianum

Umschlaggestaltung
Claudia Dirr, Pädagogische Hochschule Zürich

Gestaltung/ Herstellung
Vera Honegger, Pädagogische Hochschule Zürich

Druck
Ludwig Auer Medien GmbH, D-Donauwörth

ISBN 3-03755-002-3 (Verlag Pestalozzianum)
ISBN 3-403-04085-2 (Auer Verlag)

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

Geleitwort von Prof. Emil Walter-Busch	7
In Erinnerung an Manfred Wolfson (1923-1987)	7
Hintergründe zum Thema und pädagogisches Konzept	13
Einführung in Buch und CD-ROM	14
Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945	16
Pädagogische Ziele zum Thema «Retter/innen» im Unterricht 21 Vorschläge für Fragestellungen und Aufgaben im Unterricht (Buch und CD-ROM)	24
Biografien von Retterinnen und Rettern	31
Widerstand und Rettung in Berlin: Gitta Bauer	32
Eine Frau namens Black: Else Blochwitz	38
Rettung eines Flüchtlings aus Majdanek: Margarete und Fritz Kahl	43
Eine Köchin aus Hessen: Martha Wiroth	50
Die Rettungsaktionen eines evangelischen Pfarrers: Dr. Hermann Maas	55
Ein misslungener Rettungsversuch endet in Auschwitz: Ruth und Werner Krumme	63
Fluchhilfe in die Schweiz: Der Retter und das NS-Opfer Heiner Wollheim	69
Das Moraldilemma eines Judenretters: Konrad Merget	75
Im Reichskommissariat Ukraine: Willi Ahrem von der Organisation Todt	80
Eine Kette von Helferinnen und Helfern: Wie Inge Deutschkron und ihre Mutter überlebten	86
Anhang	97
Zeittafel	98
Lesetipps	106
Webtipps	109
Lexikonbegriffe	112
Literatur	114
Bildnachweis	118
Zum Gebrauch der CD-ROM	120
Über die Autorinnen	124

Beilage: CD-ROM mit 200 Fotos, 92 Lexikonbegriffen, 85 Audiostellen

In Erinnerung an Manfred Wolfson (1923-1987)

Manfred Wolfsons unvollendete Retterstudie Die Fallstudien, die das vorliegende Buch und die dazugehörige



Manfred Wolfson, ca. 1965

CD-ROM präsentieren, benutzen Materialien aus dem Nachlass eines Pioniers der sozialwissenschaftlichen Retterforschung. Der Politologe Manfred Wolfson hat von 1964 bis 1967 als Erster systematisch das Sozialprofil und die Beweggründe von Deutschen untersucht, die es wagten, vom nationalsozialistischen Regime verfolgten Jüdinnen und Juden entscheidend zu helfen. Wer war Manfred Wolfson, und was bewegte ihn dazu, diese Retterstudie, die er leider nie so wie beabsichtigt vollenden konnte, durchzuführen?¹

Manfred Wolfson wurde 1923 in Berlin als ältester Sohn von Alice Wolfsohn, geb. Goldmann, und des Apothekers Willy Wolfsohn geboren. Nach dem frühen Tod der Mutter (1929) und des Vaters (1936) lebten Manfred und sein Bruder Klaus bei den Grosseltern mütterlicherseits in Berlin. 1939 ermöglichten es jüdische Hilfsorganisationen Manfred und Klaus noch rechtzeitig, aus Deutschland in die USA zu fliehen. 1943 erhielt Manfred Wolfsohn die Staatsbürgerschaft der USA. Er nannte sich fortan in englischer Schreibweise «Wolfson». Von 1943 bis 1946 leistete er im europäischen Expeditionskorps der Amerikaner Aktivdienst, zuletzt für den Nachrichtendienst der amerikanischen Besatzungsarmee in Deutschland. 1946 bis 1948 führte er als «Chief Research Analyst» unter anderem im Dienste der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse Recherchen über das menschenverachtende Herrschaftssystem der Nationalsozialisten durch.

Es waren auch Fragen dieser Art – warum erlag Deutschland dem Nationalsozialismus, wie rekrutierte sich und welchen Ideologien folgte die Nazi-Elite? –, die im Mittelpunkt des Studiums der Politologie standen, das Manfred Wolfson von 1948 bis 1953 an der Universität Chicago absolvierte. Nach diversen Tätigkeiten an kalifornischen Forschungsinstituten wurde er 1962 vom Portland State College (Oregon) zum Assistenzprofessor ernannt. 1965 erwarb er mit seiner Dissertation «The SS Leadership» den Titel eines Doktors für Politikwissenschaften der UC Berkeley.

Seit Anfang der Sechzigerjahre interessierten Wolfson nicht nur nationalsozialistische Täter und Mitläufer, sondern vermehrt auch Taten und Gesinnungen uneigennütziger Helfer verfolgter Juden. Von Forschungsstipendien verschiedener Institutionen unterstützt, konnte Wolfson in den Jahren 1964 bis 1967 seinen Plan umsetzen, Deutschen, die verfolgten Jüdinnen und Juden womöglich lebensrettend beigekommen waren, Fragen zu ihrer sozialen Herkunft und Erzie-

hung, zu ihrer politischen Bildung, ihren Einstellungen zu Juden und zur deutschen Nation zu stellen. Nach der aufwändigen Identifikation möglicher Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner befragte er während eines annähernd zweijährigen Forschungsaufenthaltes in der Bundesrepublik Deutschland von 1965 bis 1967 teils mündlich in persönlichen Interviews, teils schriftlich Retterinnen und Retter, die seinen strengen Auswahlkriterien entsprachen. Wolfson wollte mit seiner Retterforschung einen Beitrag zur *Stärkung jener Zeilen Bürgertugenden* oder, wie er es nannte, jener «Subkultur der Freiheit» leisten, die dem nationalsozialistischen Regime in Deutschland so erschreckend rasch zum Opfer gefallen war. Diesem Ziel dienten drei 1970/71 und 1975 verfasste Aufsätze,² in denen er die 70 Retterinnen und Retter seiner Untersuchungsstichprobe sozialstatistisch beschrieb. Er plante darüber hinausgehend aber auch, für Schulen und Institutionen der politischen Erwachsenenbildung die *politisch-moralischen Werte* der Retterinnen und Retter, insbesondere deren Zivilcourage und *Mut zur Menschlichkeit*, didaktisch möglichst einprägsam herauszuarbeiten. 1975 bis 1977 hielt er sich zusammen mit seiner Frau und seinen zwei Kindern Deborah und David erneut in der Bundesrepublik Deutschland auf, um sein langjähriges Forschungsprojekt in diesem pädagogischen Sinn abzuschliessen. Dies ist ihm aus verschiedenen Gründen – unzureichenden Forschungsbedingungen vor allem – nicht gelungen. 1977 in die USA heimgekehrt, musste er den Lebensunterhalt seiner Familie mit Erwerbsarbeiten bestreiten, die ihn akademischer Forschung und Lehre zunehmend entfremdeten. 1986 starb seine Ehefrau und 1987, nur sechs Monate danach, Manfred Wolfson an den Folgen eines Verkehrsunfalles.

Das vorliegende Buch und die dazugehörige CD-ROM versuchen, rund 15 Jahre nach Manfred Wolfsons Tod, diese Retterstudie, die er stets als seine wichtigste Arbeit betrachtet hat, in dem ihr eigenen Sinn abzuschliessen.

Bevor dargestellt wird, wie dieses Vorhaben zustande kam und wem – ausser Manfred Wolfson – seine Initiatoren zu Dank verpflichtet sind, möchte ich auf die Beziehungen Wolfsons zu Max Horkheimer und Theodor W. Adorno vom Frankfurter Institut für Sozialforschung hinweisen. Sie waren für Manfred Wolfson und seine Retterforschung von grösster Bedeutung. Sie ergänzen aber auch das, was zur deutschen Nachkriegsgeschichte des Institutes für Sozialforschung, insbesondere der Rolle Horkheimers, bekannt war, um eine kleine, aber aufschlussreiche Facette.

² Manfred Wolfson. «The Subculture of Freedom: Some People Will Not.» Mim. Paper, 1970.
Manfred Wolfson. «The Anti-Hitler Resistance Revisited: Toward a Group Portrait of the German Rescuers of Jews.» Mim. Paper, 1971.
Manfred Wolfson. «Zum Widerstand gegen Hitler: Umriss eines Gruppenporträts deutscher Retter von Juden.» In: Joachim Hütter u. a. (Hrsg.). *Tradition und Neubeginn. Internationale Forschungen zur deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert*. Köln u. a. 1975, S. 391-407.

Manfred Wolfson und das Frankfurter Institut für Sozialforschung Wolfson führte die notwendige Feldforschung seiner Retterstudie 1965 bis 1967 in der Stellung eines Gast-Assistenzprofessors des Frankfurter Institutes für Sozialforschung durch. Dieses 1933 von den Nationalsozialisten aus Deutschland vertriebene Institut hatte den Weltkrieg in den USA überstanden. 1950 wurde es unter der Leitung Max Horkheimers, seines alten und neuen Direktors, auf Initiative und mit Geldern verschiedener deutscher und amerikanischer Institutionen als Universitätsinstitut neu eröffnet. Die hessische Landesregierung berief zunächst Horkheimer – der seines Ordinariates für Sozialphilosophie 1933 enthoben worden war –, dann dessen engste Mitarbeiter Theodor W. Adorno und Friedrich Pollock auf Professuren der Universität Frankfurt am Main. Wichtigstes Ziel des neu errichteten Institutes war es, dem akademischen Nachwuchs der Bundesrepublik Deutschland durch eigene Forschung und Lehre soziologisch aufklärende Inhalte und die fortschrittlichsten Methoden der amerikanischen Sozialforschung zu vermitteln.

Wolfsons Kontakte zum Frankfurter Institut reichen bis ins Jahr 1948 zurück. Wolfson lernte Horkheimer bereits kennen, als er noch für die amerikanische Militärregierung in Deutschland und – vorübergehend – für das American Jewish Committee in Paris arbeitete. Horkheimer erkundete damals auf seiner ersten Nachkriegsreise durch das kriegsversehrte Europa Chancen und Gefahren einer Rückkehr nach Deutschland. Vier Jahre danach besuchte Wolfson das Institut, nachdem er in Berliner Archiven Materialien für seine Examensarbeit über «Ideologische Konzeptionen der Nazi-Elite» gesammelt hatte. Er erhielt von Adorno, der anstelle des zum Rektor gewählten Horkheimer Wolfson beriet, interessante Hinweise zur mutmasslichen Funktionslogik des Treueprinzips in «verschworenen Gemeinschaften» wie der SS.

Nach der Rückkehr Wolfsons in die USA beschränkten sich die Beziehungen zwischen ihm und dem Institut auf wenige, eher zufällige Kontakte, bis Wolfson ab 1965 in Zusammenarbeit mit dem Institut den ersten Teil der für seine Retterstudie notwendigen Feldforschungen durchführte. Aufgrund von Adornos befürwortenden Gutachten erhielt Wolfson wiederholt Verlängerungen seiner Forschungsstipendien zugesprochen. Auf Wolfsons Aufsatz *The Anti-Hitler Resistance Revisited: Toward a Group Portrait of the German Rescuers of Jews* reagierte Horkheimer mit einer «kleinen Berichtigung», die eine von ihm und Thomas Mann noch während des Krieges durchgeführte Umfrage unter überlebenden Verfolgten des Naziregimes betraf. Es muss Wolfson sehr gefreut haben, wie Horkheimer auf die korrigierte Version seines Aufsatzes sowie auf seine Frage, ob er ihn im nächsten Jahr in der Schweiz besuchen dürfe, reagierte. Horkheimer schrieb im letzten erhaltenen Brief an Wolfson, dass er sich auf diesen Besuch, der ihm nach dem Tode seiner über alles geliebten Frau Maidon

nach Adornos und Pollocks Tod (1969/70) «ein Trost» sei, sehr freue:

«Ich leide gegenwärtig unter so grosser Überlastung in vieler Hinsicht, dass ich keine ernsthafte Durchsicht des Manuskripts vornehmen kann, nur sagen, dass alles, was ich beim raschen Durchblättern gesehen habe, meine Überzeugung von der grossen Bedeutung Ihres Unternehmens noch verstärkt hat. Gerne will ich die Neufassung mit ein paar entschieden positiven Bemerkungen an den DIOGENE in Paris – ich nehme an, Sie meinen diese Ausgabe – gelangen lassen.»³

Horkheimers Überzeugung von der «grossen Bedeutung» der Retterstudie Wolfsons war keineswegs nur eine Höflichkeitsfloskel. Von jüdischen Emigranten wegen seiner Rückkehr nach Deutschland kritisiert, hatte Horkheimer zunächst (u. a. in einem Brief an den Herausgeber der Zeitschrift «Aufbau» vom 12.8.1953) entgegnet:

«Den Millionen jüdischer Opfer des Hitlerregimes hält nicht der die Treue, der die Menschen verdächtigt, welche sich um die substantielle Änderung Deutschlands bemühen, sondern der, welcher sie zu stärken versucht.»⁴

Je älter er wurde, desto unmittelbarer und gleichsam entpolitisiert bekannte sich Horkheimer zu seiner Sehnsucht nach Erlösung der Menschen vom Bösen, von Unglück und Leid. Den Sinn der Rückkehr seines Sozialforschungsinstitutes nach Deutschland erblickte er zunehmend darin, «durch die Art unseres Lebens wie durch Lehrtätigkeit und einige Schriften anständige Gesinnung in einige Menschen zu pflanzen». Denn durch all die «entsetzlichen Jahrhunderte der Geschichte hindurch überlebte das Gute in den Einzelnen, die es praktizierten ...

Es sind sehr viel mehr gewesen, als wir ahnen ...». 1962 beantwortete er die ihm öfter gestellte Frage, warum er aus der Emigration in die Bundesrepublik zurückgekehrt sei, wie folgt:

«Ich kam hierher in Erinnerung an die gar nicht wenigen und meist vergessenen Menschen in Deutschland, die dem Mordregime widerstanden, vor allem an diejenigen meiner nichtjüdischen Studenten, die ihr Leben wagten. Es war mein Glaube, dass auch in künftigen Generationen einige sich finden werden wie sie. Die Hoffnung, keineswegs die Gewissheit, dazu etwas beitragen zu können, hat mich bestimmt.»

Wolfson pflegte nach der Verschiebung der geplanten Zusammenkunft mit Horkheimer und dessen Tod im Jahre 1973 keine Kontakte mehr zum Frankfurter Institut für Sozialforschung. Er konnte während seines letzten längeren Forschungsaufenthaltes in Deutschland von 1975 bis 1977 den pädagogischen Teil seiner Retterstudie nur noch konzipieren, nicht mehr selber vollenden. Horkheimers Forderung aber, die Erinnerung «an die gar nicht wenigen und meist ver-

³ Horkheimer an Wolfson, 11.6.1971. Als erhalten gelten dürfen vorläufig nur 7 Briefe, die Horkheimer, Adorno und Wolfson einander in den Jahren 1948 bis 1971 geschrieben haben. Einer davon wurde als Nr. 1166 in der vierbändigen Auswahl von Briefen von und an Horkheimer (in den von Gunzelin Schmid Noerr herausgegebenen Gesamten Schriften Horkheimers, MHG 15-18, Frankfurt am Main, 1995/96) publiziert, die Übrigen werden vom ausgezeichnet erschlossenen Horkheimer-Pollock-Archiv der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main aufbewahrt. Wolfsons persönlicher Nachlass enthält nur noch Originale oder Kopien seines Briefwechsels mit Peter Schönbach vom Frankfurter Institut.

⁴ Horkheimer an den Herausgeber des «Aufbau», 12.8.1953 (MHG 18, S. 243); an K. Walch-Lux, 16.5.1960 (MHG 18, S. 476); an H. Hoerning, 20.12.1962 (MHG 18, S. 540f.; ähnlich auch S. 572, 617).

gessenen Menschen in Deutschland, die dem Mordregime widerstanden», zu bewahren, trifft den Sinn von Wolfsons Retterstudie sehr genau und damit hoffentlich auch denjenigen des hiermit vorgelegten Buchs und der dazugehörigen CD-ROM.

Dank



Deborah und David Wolfson

Frau *Deborah Wolfson-Rimle*, die Tochter von Manfred und Ingelore Wolfson (geb. Kögler), hat mir erst am Ende ihrer rund einjährigen Teilzeittätigkeit als meine wissenschaftliche Assistentin mitgeteilt, dass der Nachlass ihres Vaters interessante Dokumente und Tonbandaufnahmen derjenigen Studie enthalte, die er zeitlebens für seine wichtigste Arbeit gehalten habe. Nach einem ersten Einblick in diesen Nachlass fiel mir der Entschluss, ein Forschungsprojekt zur Rekonstruktion und etwaigen pädagogischen Auswertung von Manfred Wolfsons unvollendeter Retterstudie zu beantragen, leicht: Einerseits darum, weil ich aufschlussreiche Primärquellen, welche die Entwicklung sozialwissenschaftlicher Forschung des 20. Jahrhunderts dokumentieren, ideen- und sozialgeschichtlich überaus gerne studiere. Der Frankfurter Schule, insbesondere meinem seit Ende der Fünfzigerjahre wohlwollenden Förderer Friedrich Pollock, in den Sechzigerjahren auch Max Horkheimer und Theodor W. Adorno (dem ersten Referenten meiner Dissertation) verdanke ich andererseits intellektuell und menschlich sehr vieles. Das vom Grundlagenforschungsfonds der Universität St. Gallen bewilligte Projekt «Die politische Ethik von deutschen Rettern verfolgter Juden, 1938-1945: Rekonstruktion und Sekundäranalyse der unvollendeten Befragungsstudie von Manfred Wolfson, 1964-1969» hatte für mich darum von Anfang an und wesentlich den Sinn, diese meine dankbare Anhänglichkeit an die «Frankfurter Schule» – der ich mich allerdings nie eigentlich als einer ihrer Schüler zurechnen mochte – zu bezeugen.

Nach Bewilligung der beantragten bescheidenen Geldmittel stellten sich weitere Glücksfälle – und damit Gründe zur Dankbarkeit – ein: Mit Frau Dr. *Revital Ludewig-Kedmi*, einer an der TU Berlin promovierten Psychologin, Familientherapeutin und Mitarbeiterin der psychosozialen Beratungsstelle für Holocaust-Überlebende und ihre Angehörigen in der Schweiz («Tamach») vermittelte mir Deborah Wolfson eine hervorragende, zur Durchführung des Forschungsprojektes geradezu ideal geeignete Nachfolgerin.

Ebenso erfreulich entwickelten sich die von Revital Ludewig-Kedmi aufgenommenen Beziehungen zur Historikerin Dr. Beate Kosmala vom Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin. Beate Kosmala ist dort seit 1997 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsprojekt «Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland». (Die nachstehende Einleitung informiert

über wichtige Zwischenergebnisse dieses grossen Projektes.) Sie interessierte sich von Anfang an für Wolfsons Retterstudie und kooperierte ebenso kompetent wie uneigennützig mit Revital Ludewig-Kedmi und mir. Ohne die wertvollen Informationen und Dokumente, die Beate Kosmala in verschiedenen Archiven, insbesondere in Yad Vashem/Jerusalem sowie in Familiennachlässen entdeckt und aufgearbeitet hat, hätten das vorliegende Buch und die dazugehörige CD-ROM nicht erstellt werden können.

Viele und gute Anlässe also zu danken! Ich spreche hiermit meinen aufrichtig und herzlich empfundenen Dank aus an

Deborah und ihren Bruder *David* für das Vertrauen, mit dem sie uns den Nachlass ihres Vaters anvertrauten;

- *Revital* für ihre ungemein kompetente, zielstrebige Durchführung unseres Forschungsprojektes;
- *Beate* und ihre Mitarbeitenden *Christina Herkommer* und *Dennis Riffel* für ihre grosszügige Zusammenarbeit mit Revital und mir, ohne die der pädagogische Teil des Wolfson-Projektes nie so, wie er jetzt vorliegt, hätte realisiert werden können;

ausserdem

den Familien der Retterinnen, Retter und Geretteten für ihre Hilfe bei der Rekonstruktion der Rettungsgeschichten und der Bereitstellung von Dokumenten und Fotos;

- dem Direktor des International Institute for Holocaust Research/ Yad Vashem, Professor Dr. *David Bankier*, der sich uns mehrfach in Deutschland und in Jerusalem für wertvolle Gespräche zur Verfügung gestellt hat;
Dr. Thomas Hermann, Barbara Kugler, Ursula Kohler und *Vera Honegger* vom Verlag Pestalozzianum in Zürich, die den pädagogischen Teil unseres Projektes sehr wohlwollend förderten;
- *Markus Oertly*, der uns ein sehr ansprechendes Design der CD-ROM vorlegte, das er in der Folge mit grösstem Einsatz und innovativ umsetzte;
- sowie nicht zuletzt auch dem Grundlagenforschungsfonds und dem Dr. h.c. *Emil Zaugg-Fonds* der Universität St. Gallen, die eine Teilzeitstelle zur Durchführung dieses Forschungsprojektes sowie die Erstellung der CD-ROM finanziert haben.

Danksagung der Autorinnen

Unser herzlicher Dank gilt dem Initiator dieses pädagogischen Projektes, *Emil Walter-Busch*, Professor für Sozialpsychologie und angewandte Sozialforschung an der Universität St. Gallen. Er hat die Entstehung des Buches mit grossem Interesse begleitet und die Erstfassungen der einzelnen Kapitel einfühlsam bearbeitet.

Hintergründe zum Thema und pädagogisches Konzept

Einführung in Buch und CD-ROM

Dieses Buch und die dazugehörige CD-ROM erzählen Geschichten von Frauen und Männern, die während des Zweiten Weltkrieges unter eigener Gefährdung verfolgten Jüdinnen und Juden lebensrettende Hilfe leisteten. Es handelt sich um Retterinnen und Retter, mit denen der Politologe Manfred Wolfson in den Jahren 1966/67 Interviews durchführte, weil er herausfinden wollte, was das für Menschen waren, die im nationalsozialistischen Deutschland den Mut zu dieser riskanten Hilfeleistung aufbrachten (vgl. dazu das Geleitwort). Buch und CD-ROM eignen sich sowohl als Unterrichtsmaterial für die Schulfächer Geschichte, Ethik und Religionslehre ab etwa dem 8. Schuljahr als auch zur außerschulischen Allgemeinbildung.

Um möglichst facettenreiche Bilder einzelner Rettungsaktionen zu vermitteln, werden die Hilfeleistungen von neun Retterinnen und Rettern, die Wolfson interviewte, in ihrem jeweiligen lebensgeschichtlichen Zusammenhang vorgestellt. Die Geschichten enthalten auch – soweit dies möglich war – biografische Angaben sowie eine Beschreibung des Verfolgungsschicksals der Jüdinnen und Juden, denen die Hilfe zuteil wurde. Sieben der Porträtierten haben jüdische Verfolgte in Deutschland vor der Deportation in den Tod gerettet, zwei Männer halfen in Polen und in der Ukraine. Eine Ausnahme bildet die letzte Geschichte: Sie stellt die Perspektive der einzigen von Wolfson befragten Geretteten vor. Inge Deutschkron, die zusammen mit ihrer Mutter in Berlin und Potsdam überlebte, betonte 1966 im Gespräch mit Wolfson ausdrücklich, dass in ihrem wie in anderen Fällen die Rettung ohne Beteiligung einer ganzen Reihe von Helferinnen und Helfern nicht möglich gewesen wäre. Sie hat diese «stillen Helden» in ihren späteren Publikationen eingehend porträtiert. Der Wechsel der Perspektive von Rettern zu Geretteten versucht, einen tieferen Einblick in das Elend der lang andauernden Verfolgung und die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten des Kriegsalltags Untergetauchter zu vermitteln.

Zwar bilden die Interviews die wichtigste Grundlage für die Darstellung der Hilfeleistungen. Mit ihnen allein liessen sich aber noch keine umfassend dokumentierten Geschichten erzählen – nicht zuletzt darum, weil Manfred Wolfson die Interviews überwiegend anonymisiert hat. Den Autorinnen ist es gelungen, durch weiterführende Recherchen alle Befragten namentlich zu identifizieren. Sie bezogen die Ergebnisse ihrer Nachforschungen in Akten, Lexika und weiteren Publikationen ein, fügten zahlreiche Illustrationen (Fotos aus Familienbesitz, Abbildungen historischer Personen, Orte und Ereignisse), geografische

Karten und Dokumente hinzu und stellten die Geschichten in ihren historischen Zusammenhang. (Im Buch werden 38 dieser Dokumente präsentiert, auf der CD-ROM über 200.) Die CD-ROM enthält zusätzlich zum Buch eine Auswahl von Lexikonartikeln zu den behandelten Themen. Diese Artikel stehen auf der CD-ROM durch Anklicken der entsprechenden Stelle sogleich zur Verfügung. Im Buch werden die Lexikonbegriffe je einmal pro Kapitel mittels Pfeil hervorgehoben. Die einzelnen Rettungsgeschichten sollten so leichter in den grösseren Zusammenhang der nationalsozialistischen Judenverfolgung und des Holocaust eingeordnet werden können. Das Herzstück der CD-ROM bilden die 85 Audiostellen aus den Interviews mit den Retterinnen und Rettern. Sie bewahren die Erinnerung an die Stimmen der porträtierten Personen. Bei dem Retter Fritz Kahl blieb leider nur das schriftliche Interviewmanuskript erhalten. In unserem Porträt kommt darum nicht Fritz Kahl persönlich, sondern dessen Sohn Eugen zu Wort. Eugen Kahls Erinnerungen an die Geschehnisse des Jahres 1943, als er 15 Jahre alt war, wurden für diese Publikation im Dezember 2001 in Berlin aufgezeichnet. Damit erhalten wir eine weitere Perspektive, nämlich den Blick eines Jugendlichen auf das Handeln seiner Eltern aus heutiger Sicht.

Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945

Wahrnehmung und Erforschung des Themas In Deutschland konnten Menschen jüdischer Herkunft spätestens von 1941 an ihrer Vernichtung nur noch entkommen, wenn sie sich dazu entschlossen, den Deportationsbefehl «in den Osten» nicht zu befolgen. Da eine Auswanderung von diesem Zeitpunkt an verboten und auf illegalem Wege fast unmöglich war, blieb als Ausweg nur die Flucht in den Untergrund – mit höchst ungewissem Ausgang. Gelingen konnte dieses riskante Unterfangen in den meisten Fällen nur mithilfe von Menschen, die bereit waren, die Verfolgten unter Gefährdung der eigenen Person mit Lebensmitteln zu versorgen, bei der Beschaffung falscher Papiere zu helfen, Fluchthilfe zu leisten oder einen Unterschlupf zur Verfügung zu stellen.

Wer waren diese Helferinnen und Helfer, unter welchen Bedingungen handelten sie und was waren – soweit sich das überhaupt feststellen lässt – ihre Motive? Wie viele solcher Menschen gab es in Deutschland? Unter welchen Umständen lebten die untergetauchten Jüdinnen und Juden, und wie viele von ihnen konnten auf diese Weise in Deutschland überleben?

Lange Zeit gab es weder in der Bundesrepublik noch in der DDR ein breites öffentliches oder wissenschaftliches Interesse an der systematischen Erforschung von Fragen dieser Art. Zwar erschienen seit den späten 40er- und den 50er-Jahren (auto)biografische Berichte, meist von Überlebenden, sowie romanhafte Darstellungen. Ende der 50er Jahre kam es auf Initiative des Westberliner Innensenators Joachim Lipschitz zu einer in Deutschland einzigartigen Aktion: Bis 1963 ehrte der Westberliner Senat insgesamt 738 Retterinnen und Retter als «unbesungene Helden». Diese Bezeichnung stammte von Kurt Grossmann, der dem Thema ein viel beachtetes Buch gewidmet hatte. Die Gründe dafür, dass Retterinnen und Retter bis dahin öffentlich wenig wahrgenommen wurden und es meist sogar vorzogen, zu schweigen, sind vor allem im Verhalten der deutschen Nachkriegsgesellschaft zu suchen: Eine Konfrontation mit der eigenen Rolle während des «Dritten Reiches» war nicht erwünscht.

Seit dem Ende der 70er- und dem Beginn der 80er-Jahre entstanden immerhin einige Studien, die sich mit dem Schicksal der Juden auf lokaler und regionaler Ebene beschäftigten. In ihnen stellt das Überleben im Untergrund eines von verschiedenen Verfolgungsschicksalen dar. Nicht zuletzt trug auch die Erschließung mündlicher Quellen durch die Oral History dazu bei, solche Überlebensgeschichten zu sichern. Neueren Datums sind dagegen Untersuchungen,

die die Rettung in den Mittelpunkt stellen. Gemeinsam ist diesen Quellen bzw. Veröffentlichungen, dass sie einzelne Fälle von Hilfe beschreiben, Rettungsaktionen ganzer Gruppen rekonstruieren oder die Alltagsprobleme darstellen, mit denen Helfer wie Verfolgte zu kämpfen hatten.¹

Im Unterschied dazu sind vor allem in den USA Arbeiten entstanden, die aufgrund systematisch erhobener Interviews und autobiografischer Berichte versuchen, zu soziologisch oder sozialpsychologisch allgemein gültigen Aussagen über die Retterinnen und Retter, ihre Motivation und ihr Verhalten zu gelangen. Am bekanntesten sind hier die Studien von Samuel und Pearl Oliner geworden, die in ihrer Forschung standardisierte Fragebogen, Interviews und Kontrollgruppen einsetzten. Sie hofften so die Merkmale der so genannten «altruistischen Persönlichkeit», die ihrer Ansicht nach Retter von Nicht-Rettern unterschied, identifizieren zu können. Andere Studien dieser Art verglichen Retter aus den Ländern, die im NS-Machtbereich lagen, miteinander, ohne die sehr verschiedenartigen Ausgangsbedingungen (Art des Besetzungssystems, Situation der jeweiligen Bevölkerung) zu berücksichtigen, welche die Rettungsaktionen teils ungemein erschwerten, teils erleichterten.²

Ogleich inzwischen also einige Veröffentlichungen vorliegen, die das Retten und Überleben von Jüdinnen und Juden im nationalsozialistisch beherrschten Europa thematisieren, mangelt es bislang an einer systematischen, überregionalen Darstellung von Rettungsaktionen in Deutschland. Hier ging die Judenverfolgung nicht, wie in den besetzten Ländern Europas, von einer fremden Okkupationsmacht aus, sondern erwuchs aus der Mitte der eigenen Gesellschaft. Dies isolierte diejenigen, die sich widersetzten, relativ stärker als in anderen Ländern. Entsprechende Hilfeleistungen sind erst in den letzten Jahren als Widerstand wahrgenommen und (an)erkannt worden.³ In der Bundesrepublik Deutschland dominierte lange Zeit ein Widerstandsbegriff, der nur direkten Protest oder Aktionen als Widerstand auffasste, die auf die Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes gerichtet waren. Viele derer, die heute als Retterinnen und Retter gelten, bezeichneten ihr Handeln ebenfalls nicht als Widerstand, sondern als «normales», eigentlich selbstverständliches Verhalten. Tatsache ist, dass sie unter hohem persönlichem Risiko versuchten, aus rassistischen Gründen verfolgte Menschen zu schützen. Der NS-Staat, dessen Normen sie sich so widersetzten, wertete ihr Handeln als Angriff auf die «Volksgemeinschaft» und bestrafte es hart. In Anbetracht der Unmöglichkeit, Hitler zu stürzen, war für viele die Hilfe für Jüdinnen und Juden die einzige Möglichkeit, ihre Antinazi-Haltung zum Ausdruck zu bringen. Für sie wurde die Rettung Verfolgter zur vordringlichsten Widerstandshandlung.

¹ Vergleiche unter anderem die Bibliografie von Angela Borgstedt: «Jüdischer Widerstand – Judenhelfen. Ein Literaturbericht». In: Michael Kissener (Hrsg.). *Widerstand gegen die Judenverfolgung*. Konstanz 1996, S. 285-341; sowie Günther B. Ginzel (Hrsg.). *Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit*. Köln 1993; Ders./Hans-Joachim Henke/Stefan Kerschgens/ Winfried Kranz (Hrsg.). «... das durfte keiner wissen!» *Hilfe für Verfolgte im Rheinland von 1933 bis 1945*. Gespräche, Dokumente, Texte». Köln 1995.

² Vergleiche vor allem Samuel P. Oliner/Pearl M. Oliner. *The Altruistic Personality. Rescuers of Jews in Nazi Europe*. New York 1988; und Eva Fogelman. «Wir waren keine Helden». *Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe*. Frankfurt am Main/New York 1995.

³ Vergleiche Peter Steinbach, «Unbesungene Helden – ihre Bedeutung für die allgemeine Widerstandsgeschichte. Überlegungen im Zusammenhang mit einigen jüngeren Widerstandskontroversen und widerstandsgeschichtlichen Einengungsversuchen». In: Ders. *Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen*. Ausgewählte Studien. Paderborn/München/Wien/Zürich 1994, S. 215-233.

Erste Ergebnisse des Projektes «Rettung von Juden Speziell mit Fragen der «Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945»

Speziell mit Fragen der «Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945» beschäftigt sich seit April 1997 ein vom Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin durchgeführtes Forschungsprojekt.⁴ Die im Rahmen des Berliner Projektes erstellte Datenbank umfasst derzeit bis zu 3 000 Namen von Frauen und Männern, die nachweislich und in erheblichem Ausmass, wenn auch in unterschiedlicher Weise, an der Rettung verfolgter Jüdinnen und Juden innerhalb Deutschlands beteiligt waren. Etwa zwei Drittel von ihnen waren Frauen. Ein Grossteil der erfassten Rettungsfälle fand in Berlin und in der näheren Umgebung Berlins statt. Mehr als die Hälfte der in Deutschland illegal Untergetauchten, etwa 7 000 Jüdinnen und Juden, taten dies in Berlin, und zwar verstärkt seit Ende des Jahres 1942 – als sich die Gerüchte über den Massenmord in Osteuropa verdichteten – sowie Ende Februar 1943 als Folge der reichsweiten Razzia. Die grosse Zahl der «U-Boote», wie sich die Berliner Untergetauchten nannten, ist vor allem darauf zurückzuführen, dass Berlin 1933 die grösste jüdische Gemeinde hatte, und dass nach 1933 viele Jüdinnen und Juden aus anderen Städten und vom Land in die Metropole flohen, weil sie hofften, in der Anonymität der Grossstadt vor Repressionen besser geschützt zu sein. So lebten 1941 etwa 40 Prozent der noch in Deutschland verbliebenen jüdischen Bevölkerung in der Reichshauptstadt (73 000 von 164 000). Von den 7'000 in Berlin untergetauchten Juden haben etwa 1'500 das Kriegsende überlebt. Jedoch waren nicht alle Jüdinnen und Juden, die zeitweilig oder bis Kriegsende in Berlin als «U-Boote» lebten, Berliner Juden, und bei weitem nicht alle untergetauchten Berliner Juden haben in Berlin überlebt. Oft flüchteten sie, vor allem nach heftigen Bombenangriffen, in andere Städte oder auf das Land, wo sie unter Umständen neue Quartiere und weitere Helferinnen und Helfer fanden. Rettung und Hilfe gab es – wenn auch manchmal nur vereinzelt – in vielen Gegenden Deutschlands.

Das Projekt versucht neben den religiös, politisch oder sonst wie weltanschaulich beeinflussten Motivationen der Helfer insbesondere deren konkrete Entscheidungssituationen und Handlungsspielräume zu erfassen. Wie wir aus der Täterforschung wissen, lassen sich Fragen nach der Motivation nur sehr unzulänglich beantworten. Zwar haben einige jener Helfer, die von der verbrecherischen Natur des NS-Regimes überzeugt waren und auch die Vorzeichen der immer entsetzlicheren Judenverfolgung zu deuten wussten, die rettende Hilfe selbst initiiert, indem sie etwa an jüdische Freunde appellierten, sich nicht deportieren zu lassen, und ihnen Hilfestellungen für ein Leben im Untergrund aufzeigten. Doch wurden viele, wie schon jetzt deutlich ist, nicht etwa deshalb zu Retterinnen und Rettern, weil sie besonders selbstlos waren,

⁴ Das Forschungsprojekt wurde von 1997 bis 1999 von der Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung und der Robert Bosch-Stiftung finanziert. In einer 2. Projektphase von 2000 bis 2002 schloss sich den beiden genannten Stiftungen der Stifterverband der Deutschen Wissenschaft an. Als Zwischenbilanz des Forschungsprojektes erschien im Mai 2002 ein Band mit den Beiträgen einer wissenschaftlichen Konferenz zum Thema «Überleben in Deutschland 1941-1945. Datenerhebung und historische Forschung» in Bad Homburg im Mai 2001: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.). *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Bd. 5, Berlin 2002.

sondern weil sie in einer bestimmten Situation sehr direkt gefragt wurden – sei es von Verfolgten selbst, sei es von anderen –, ob sie bereit seien zu helfen. Natürlich kamen dafür in erster Linie Personen in Betracht, von denen zumindest anzunehmen war, dass sie die antijüdische Politik der Nationalsozialisten nicht guthießen. Aber im Kreise der Helferinnen und Helfer finden sich auch ehemals überzeugte NSDAP-Mitglieder, die erst zu einem sehr späten Zeitpunkt das verbrecherische Wesen des nationalsozialistischen Regimes erkannten. Nachdem sie ihre Furcht vor der Gestapo und ihre begreifliche Angst und Sorge um die eigene Familie überwunden hatten, eröffnete ihr Entschluss zu helfen ungeahnte Handlungsmöglichkeiten. Im Verlauf eines Rettungsversuchs bildeten sich manchmal Netzwerke von Mithelfern, deren Zustandekommen vorher kaum vorhersehbar war.

Die bisher erzielten Befunde erhärten die Annahme, dass für eine untergetauchte Person bis zu zehn, bisweilen auch erheblich mehr nichtjüdische Helferinnen und Helfer aktiv wurden, um das Überleben im Untergrund zu ermöglichen. Hinzu kamen oft zahlreiche Mitwisser, die zwar nicht selbst den Mut oder die Gelegenheit zur Hilfe hatten, die aber die Rettungsaktion deckten, indem sie schwiegen. In zahlreichen Fällen war bewusstes Schweigen und Wegsehen unbeteiligt Beteiligter äusserst bedeutsam.

Beim Entschluss zu helfen spielte oft das Wissen um das Schicksal der Deportierten «im Osten» eine Rolle. Auch für viele zur Deportation bestimmte Jüdinnen und Juden gaben Gerüchte von Massenmorden im Osten, die sich nach Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges verbreiteten, meist den Ausschlag für die folgenschwere Entscheidung zum Untertauchen. Sie fragten bei ihren nichtjüdischen Freunden und Bekannten, zuweilen auch bei gänzlich Unbekannten an, ob sie ihnen beim Versuch, im Untergrund zu überleben, helfen könnten.

Welche Risiken gingen Zivilpersonen in Deutschland ein, wenn sie sich zur Hilfe für verfolgte Jüdinnen und Juden in Not entschlossen? Zwar existierte zu keinem Zeitpunkt ein Gesetz, das Hilfeleistungen ausdrücklich verbot. Sondergerichte verurteilten jedoch viele angeklagte Retterinnen und Retter aufgrund vorgeschobener Delikte wie etwa «Rundfunkverbrechen» zu mehrjährigen Haftstrafen. Spätestens mit dem Erlass des Reichssicherheitshauptamtes vom Oktober 1941, der Kontakte von «Deutschblütigen» mit Juden kriminalisierte, mussten Helferinnen und Helfer damit rechnen, wegen «Judenbegünstigung» mindestens drei Monate in ein KZ eingewiesen zu werden. Todesurteile für die Beherbergung von Jüdinnen und Juden wurden in Deutschland nicht verhängt, jedoch endete die KZ-Haft in manchen Fällen tödlich. Konnten «Judenhelfern», wie sie im NS-Jargon genannt wurden, noch andere Widerstandshandlungen nachgewiesen werden, so wurde die Hilfe für Juden

nachrangig behandelt. Auffällig ist, dass Männer in der Regel erheblich härter bestraft wurden als Frauen. Hilfeleistungen für Juden wurden als schändliches und abnormes Verhalten gebrandmarkt und wenn auch nicht allzu spektakulär, so doch empfindlich bestraft. Insgesamt erscheint das Ausmass der Ahndung willkürlich und von Zufällen abhängig. Wer helfen wollte, musste wohl begründete Angst vor der Gestapo und den Sondergerichten mit ihren im Allgemeinen drakonischen Urteilen haben; man konnte das Risiko kaum abschätzen.

Neben dem Forschungsprojekt über die «Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945», über das hier kurz berichtet wurde, gibt es im Rahmen des Freiburger «Arbeitskreis Historische Friedensforschung» um die Militärgeschichtler Wolfram Wette und Detlev Bald auch Forschungen über Hilfeleistungen deutscher Wehrmachtangehöriger in den besetzten Ländern. Von diesen «Rettern in Uniform», die sich entschieden für Verfolgte, vor allem für Juden, eingesetzt haben, handelt ein im Frühjahr 2002 erschienenes Buch mit zehn Fallstudien.⁵ Die zehn Offiziere und Unteroffiziere, über deren biografischen Hintergrund und Handeln das Buch berichtet, wurden aus einem Kreis von rund tausend infrage kommenden Personen ausgewählt. Auch hier lassen sich über weltanschauliche Prägung und Motivation der Retter kaum belegbare Aussagen machen. Einen Erklärungsansatz bietet der von Wette geprägte Begriff der «eingekleideten Zivilisten», die ihr Denken und Handeln nicht ausschliesslich dem Wehrmachtsumfeld und dessen Logik von Befehl und Gehorsam unterwarfen. Ähnliches trifft auch auf Willi Ahrem zu, dessen Fall auf Seite 80 des vorliegenden Buches dargestellt wird.

⁵ Wolfram Wette. *Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht*. Frankfurt am Main 2002

Pädagogische Ziele zum Thema «Retterinnen und Retter» im Unterricht

In deutschen und schweizerischen Curricula für den Geschichtsunterricht über die Zeit des Nationalsozialismus wird das Thema «Retten und Überleben» nirgendwo ausdrücklich thematisiert. Geht es um den Widerstand gegen den Nationalsozialismus, so wird meist nur auf den organisierten Widerstand hingewiesen – auf seine Ziele, Motive, Chancen und Erscheinungsformen. Nur wenige Formulierungen lassen einen Bezug zum Thema «Retten und Überleben» erkennen. Die Rettung von Jüdinnen und Juden wurde bisher nicht als wichtiges Element des Widerstands gegen den Nationalsozialismus und den Holocaust (anerkannt. Nicht viel anders verhält es sich bei den meisten Lehrbüchern: Der 20. Juli, die Arbeiterbewegung, die Jugend (Geschwister Scholl) oder die Kirchen werden dargestellt. Vereinzelt erwähnt werden allenfalls Oskar Schindler und die Gräfin Maltzan.⁶

Doch obwohl das Thema «Retten» im bisherigen Schulunterricht, wenn überhaupt, selten vorkommt, spielen Erzählungen von Rettungsaktionen in der Vorstellungswelt vieler Schüler und Schülerinnen im deutschsprachigen Raum eine bedeutende Rolle. Weder in der Schweiz noch in Deutschland hat die Schule ein Monopol auf Geschichtsvermittlung. Familiäre Erinnerungspraktiken auf der einen und die Medien auf der anderen Seite sind mindestens ebenso einflussreich. Die Mehrgenerationenstudie der Universität Hannover stellt in diesem Zusammenhang fest, dass deutsche Jugendliche aufgrund der «kumulativen Heroisierung» eigener Vorfahren ihre Familie den Opfern des Nationalsozialismus zurechnen (Harald Welzer).⁷ Dabei spielen auch Erzählungen von Rettungen eine Rolle. Angesichts der Paradoxien, die sich aus schulischer Aufklärung über die NS-Zeit und den fortbestehenden «emotionalen Gewissheiten» des Familiengedächtnisses ergeben, erscheint es umso sinnvoller, Jugendliche mit nicht erfundenen, sondern tatsächengetreuen Geschichten vom Retten und Überleben im nationalsozialistischen Deutschland zu konfrontieren. Harald Welzer, Leiter der oben genannten Studie, gibt hierzu zu bedenken:

«Wenn [...] im Geschichtsunterricht und in den allgegenwärtigen Features im Fernsehen scheinbar eindeutige Bilder vermittelt werden, in denen immer schon klar ist, wer die Guten und wer die Bösen sind, wird zugleich eine Monumentalität des Grauens vermittelt, die gar keine Möglichkeit für individuelles Handeln mehr zu beinhalten scheint. Vor diesem Hintergrund wird es bei der Entwicklung von geschichtspädagogischen Konzepten in Zukunft [...] gehen müssen um ein Mehr an Facetten des historischen Alltags, um Handlungsmöglichkei-

⁶ Diese Ausführungen beruhen auf dem Aufsatz von Christoph Hamann. «Uropa war ein Guten. Retten und Überleben im Nationalsozialismus als Thema des Geschichtsunterrichts». In: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann. *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Band 5. Berlin 2002, S. 381-393.

⁷ Harald Welzer. «Bei uns waren sie immer dagegen». In: Frankfurter Rundschau, 6.1.2001, S. 7. Zitiert nach Christoph Hamann. «Uropa war ein Guten. Retten und Überleben im Nationalsozialismus als Thema des Geschichtsunterrichts». In: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann. *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der

ten, darum, dass Opfer nicht immer und ausschliesslich Opfer, sondern auch handelnde Personen sind.»⁸

Moraldilemmata von Helfern als Thema des Geschichtsunterrichts Eindeutige Bilder zu hinterfragen, Facetten des Alltagslebens zu verstehen sowie die Gefahren, Chancen und insbesondere die *Moraldilemmata* individuellen Handelns zu erkennen, sind zentrale Elemente des pädagogischen Konzepts für den Umgang mit Rettungsgeschichten, das hier vorgeschlagen wird.⁹

«Wir sind noch kaum gewöhnt, in der pädagogischen Arbeit Dilemmata zu thematisieren», schreiben Abram und Heyl in ihrem Buch «Thema Holocaust – ein Buch für die Schule». Dies liegt nicht zuletzt daran, dass wir uns nach «moralischer Übersichtlichkeit» sehnen. «Jugendliche brauchen Anregungen, um die Komplexität historischer Situationen und individueller, politischer oder moralischer Entscheidungssituationen erfassen zu können. Sie müssen lernen, mit eigenen Ambivalenzen umzugehen, Erfahrungen zu sammeln, die ihnen zeigen, dass moralische Urteile in der Alternative ‚Gut‘ oder ‚Böse‘ nicht aufgehen.»¹⁰

Dieses Hinterfragen moralischer Urteile ermöglichen auch die Geschichten der hier vorgestellten Retterinnen und Retter. Diese bleiben hinter ihren mutigen, vorbildlichen Taten stets auch als Menschen mit Ängsten, Schwächen und Fehleinschätzungen erkennbar. Während einige von ihnen ohne langes Überlegen spontan handelten, sahen sich andere vor eine Zwangssituation gestellt, die einem klassischen Moraldilemma entspricht: Einerseits fühlten sie die menschliche Pflicht, ihrem tödlich bedrohten Nächsten beizustehen, andererseits wollten sie ihr eigenes Leben und das ihrer Angehörigen nicht aufs Spiel setzen. Jean-Paul Sartre zufolge steht eine Person vor einem Moraldilemma, wenn die Erfüllung des einen moralischen Prinzips die Erfüllung des anderen ausschliesst. Dem einen Wert zu folgen, bedeutet, den anderen Wert zu verletzen (siehe besonders die Situation von Gitta Bauer und von Konrad Merget, Seite 32 und 75). Die Auseinandersetzung mit solchen Zwangssituationen eignet sich dazu, Jugendlichen ein differenziertes Bild der Handlungsmöglichkeiten Einzelner im Nationalsozialismus zu vermitteln. Wie folgenreich der Konflikt zwischen dem Wunsch und dem Pflichtgefühl zu helfen und der Notwendigkeit, die eigene Sicherheit und die des Ehepartners zu gewährleisten, sein kann, lässt sich besonders am Beispiel missglückter Rettungen vor Augen führen (siehe die Umstände bei Werner Krumme und bei Heiner Wollheim, Seite 63 und 69). Die Frage an die Jugendlichen, wie sie in der damaligen bzw. in einer ähnlichen Situation gehandelt hätten bzw. handeln würden, liegt nahe. Möglicherweise führt diese Frage zur (vorschnellen) Antwort, man hätte sich für den riskanten Einsatz entschieden. Umso wich-

⁸ Harald Welzer. «Bei uns waren sie immer dagegen». In: *Frankfurter Rundschau*, 6.1.2001, S. 7. Zitiert nach Christoph Hamann. «Uropa war ein Guten. Retten und Überleben im Nationalsozialismus als Thema des Geschichtsunterrichts». In: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann. *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Band 5. Berlin 2002, S. 386.

⁹ Zu Moraldilemmata von Rettern vgl. auch Revital Ludewig-Kedmi. «Moraldilemmata von Judenrettern. Sozialpsychologische Interpretation und pädagogische Umsetzung». In: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann. *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Band 5. Berlin 2002, S. 363-379.

¹⁰ Ido Abram/Matthias Heyl. *Thema Holocaust. Ein Buch für die Schule*. Reinbek bei Hamburg 1996, S. 132.

tiger ist es in diesem Zusammenhang, möglichst differenzierte und realistische Kenntnisse über die NS-Diktatur und die nationalsozialistische Ideologie, die Judenverfolgung, den Alltag im Zweiten Weltkrieg und das Verhalten der Mehrheitsgesellschaft zu vermitteln.

Selbstbestimmung und Menschlichkeit

In seinem berühmten Essay «Erziehung nach Auschwitz» fordert Adorno, «dass Auschwitz nicht noch einmal sei». Er wirft die Frage auf, ob und wie eine Wiederholung von Auschwitz vermieden werden kann und welche Rolle Erziehung hierbei spielt. Einen Weg sieht er darin, dass Erziehung zu «kritischer Selbstreflexion» führen solle. «Die einzig wahrhaftige Kraft gegen das Prinzip von Auschwitz wäre Autonomie [...]; die Kraft zur Reflexion, zur Selbstbestimmung, zum Nicht-Mitmachen.» Zu vermeiden sei eine «blinde Identifikation mit dem Kollektiv».¹¹ Vieles davon verkörpern die Menschen, die im Zentrum unserer Rettungsgeschichten stehen. Diese zeigen, wie sich Einzelne angesichts der tödlichen Bedrohung der Jüdinnen und Juden trotz der Repressionen des NS-Staates zu gefährlicher Hilfeleistung entschlossen. Ihre Namen sind überwiegend unbekannt. Sie stehen beispielhaft für tausende von anderen, die zum Kreis der «stillen Helden» gehören.

Die hier als «Retter» bezeichneten Menschen handelten aus unterschiedlichen Motiven. Es lassen sich keine einfachen Erklärungen von Helfermotiven wie etwa politische oder religiöse Überzeugungen, die soziale Herkunft usw. finden. Die Retterinnen und Retter waren religiös oder atheistisch eingestellt, es gab unter ihnen Menschen mit ausgeprägter politischer Orientierung oder völlig apolitische, es gab Retterinnen und Retter auf dem Lande und in Grossstädten, und sie kamen aus allen sozialen Schichten. Es handelte sich in der Mehrzahl der Fälle um «ganz normale Deutsche», die keineswegs durchgehend heroische Züge hatten und immer nur mutig und moralisch makellos handelten. Gemeinsam ist ihnen allenfalls, dass sie sich erfindungsreich und couragiert unvermutete Handlungsräume erschlossen, um ihre Ziele zu erreichen. In bestimmten Situationen brachten sie den Mut auf, sich der nationalsozialistischen «Volksgemeinschaft» zu widersetzen, eigenständig und menschlich zu handeln.

¹¹ Theodor W. Adorno. «Erziehung nach Auschwitz (1966)». In: Ders. *Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse. Ein philosophisches Lesebuch*. Herausgegeben von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997, S. 60.

Vorschläge für Fragestellungen und Aufgaben im Unterricht (Buch und CD-ROM)

Einblick in den Inhalt der einzelnen Kapitel Die Arbeit mit den hier dokumentierten Porträts von Helferinnen und Helfern versteht sich als ein Bestandteil des Unterrichts über Nationalsozialismus und Holocaust. Um die Bildung von Themeneinheiten für den Unterricht in Geschichte, Sozialkunde, Religionslehre oder Ethik zu erleichtern und einen Einblick in den Inhalt der einzelnen Kapitel zu geben, wurde eine Tabelle erstellt, in der die wichtigsten Elemente aufgeführt werden. Sie lassen sich mithilfe des umfangreichen Materials der CD-ROM (Abbildungen, Fotografien, Audiostellen, Karten, Lexikonartikel und Erklärungen) vertiefen. Die aufgezeigten Aspekte weisen in ihrer Vielfalt darauf hin, dass der Mut zum Risiko und die Ich-Stärke, die einzelne Menschen mit ihren Rettungsaktionen bewiesen, nur im Kontext des gesamten historischen Geschehens zu begreifen sind. Die Tabelle kann auch Anstoss für den fächerübergreifenden Unterricht sein. Die Materialien eignen sich je nach Art der Umsetzung für das 8.-13. Schuljahr.

Kapitel	Wesentliche Aspekte	Handlungsort
Widerstand und Rettung in Berlin: Gitta Bauer (Seite 32)	<ul style="list-style-type: none"> • Jugend im Nationalsozialismus • Verführung durch den Nationalsozialismus • Umfeld: gleich gesinnte Freunde, Vorbilder • Handlungsspielraum zur Zeit der Rettung • Entscheidungssituation • Alltag im Krieg • Rettung einer Freundin • Nachkriegsschicksal 	<ul style="list-style-type: none"> • Berlin
Eine Frau namens Black: Eise Blochwitz aus Berlin (Seite 38)	<ul style="list-style-type: none"> • Situation einer allein stehenden Frau in Berlin • Vielfältige Formen des Widerstands • Freundschaften mit Jüdinnen • Pakete nach dem Ghetto Minsk • Handlungsmöglichkeiten • Besondere Gefahren während des Krieges in der Grossstadt 	<ul style="list-style-type: none"> • Berlin

Kapitel	Wesentliche Aspekte	Handlungsort
<p>Rettung eines Flüchtlings aus Majdanek: Margarete und Fritz Kahl aus Frankfurt (Seite 43)</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Ein Ehepaar rettet gemeinsam • Mut und Zivilcourage während der «Kristallnacht» • Zivilcourage als Arzt • Wissen über den Massenmord • Hilfe und Rettung eines aus dem KZ Majdanek Geflohenen • Riskante Fluchthilfe in die Schweiz • Ein Fünfzehnjähriger erfährt, dass seine Eltern Juden verstecken • Die Schweiz als Rettungsort 	<ul style="list-style-type: none"> • Frankfurt am Main • Schweizer Grenzgebiet
<p>Eine Köchin aus Hessen: Martha Wiroth (Seite 50)</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Schwierige soziale und familiäre Situation der Helferin • Beziehung zu jüdischen Familien • Erfahrung mit «Euthanasie» • Mithilfe von Familienangehörigen bei der Rettung • Verfolgte bitten um Hilfe • Untertauchen auf dem Land (Hessen) 	<ul style="list-style-type: none"> • Frankfurt am Main • Stockheim (Wetterau)
<p>Die Rettungsaktionen eines evangelischen Pfarrers: Dr. Hermann Maas (Seite 55)</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Religiöse und menschliche Motive eines Pfarrers • Besonderes Verhältnis zum Judentum • Ein kämpferischer und sozial engagierter Demokrat • Internationale Verbindungen • Viele Rettungsversuche • Verbindungen zu anderen Helfern • Bestrafung des Helfers durch die Nationalsozialisten 	<ul style="list-style-type: none"> • Heidelberg

Kapitel	Wesentliche Aspekte	Handlungsort
<p>Ein misslungener Rettungsversuch endet in Auschwitz: Ruth und Werner Krumme (Seite 63)</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Eine «Mischehe» im nationalsozialistischen Deutschland • Jüdische Freunde • Beteiligung an einer missglückten Rettung • Häftling in Auschwitz • Ruth Krumme in Auschwitz-Birkenau ermordet • Nachkriegsschicksal als ehemaliger Auschwitz-Häftling 	<ul style="list-style-type: none"> • Hessen • Breslau • Auschwitz
<p>Fluchthilfe in die Schweiz: Der Retter und das NS-Opfer Heiner Wollheim (Seite 69)</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Ausgrenzung und Berufsverbot für einen «Mischling» • Solidarität und Hilfe durch die nichtjüdische Ehefrau • Fluchthilfe am Bodensee • Mithilfe durch Freunde • Doppeltes Risiko • Denunziation bei der Gestapo • Einweisung in das KZ Dachau • Die Schweiz als Rettungsort • Flüchtlingspolitik der Schweiz 	<ul style="list-style-type: none"> • Konstanz • Deutsches und schweizerisches Bodenseegebiet
<p>Das Moraldilemma eines Judenretters: Konrad Merget (Seite 75)</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Ein Bediensteter der Reichsbahn wird Zeuge des Massenmordes an Juden • Verfolgte Juden bitten selbst um Hilfe • Moraldilemma des Helfers • Handlungsspielraum • Fluchthilfe für jüdische Zwangsarbeiter • Risiko 	<ul style="list-style-type: none"> • Podwoloczyska im Distrikt Galizien (Generalgouvernement Polen)

Kapitel	Wesentliche Aspekte	Handlungsort
<p>Im Reichskommissariat Ukraine: Willi Ahrem von der Organisation Todt (Seite 80)</p>	<ul style="list-style-type: none"> • Das NS-Besatzungsregime im Osten • Willi Ahrens Rolle bei der Organisation Todt (OT) • Judenmord im «Reichskommissariat Ukraine» • Handlungsmöglichkeiten angesichts von Massenmord • Versteck und Fluchthilfe für jüdische Zwangsarbeiter • Mitwissen anderer • Judenverfolgung in Transnistrien 	<ul style="list-style-type: none"> • Wuppertal • Ukraine/Nemirov • Transnistrien/Djurin
<p>Eine Kette von Helferinnen und Helfern: Wie Inge Deutschkron und ihre Mutter überlebten</p> <ul style="list-style-type: none"> • Emma Gumz • Otto Weidt • Walter Rieck • Otto Ostrowski • Grete Sommer • Lisa Holländer • Das Ehepaar Garn (Seite 86) 	<ul style="list-style-type: none"> • Perspektive der Untergetauchten • Verfolgung von 1933 an • Ausgrenzungserfahrungen eines jungen Mädchens • Novemberpogrom 1938 • Zwangsarbeit • Kennzeichnung der Juden • Wissen über den Holocaust (Emma Gumz) • Freunde als Helfer (Sozialdemokraten) • Angst der Helfer • Motive der Helfer • Leben nach der Befreiung 	<ul style="list-style-type: none"> • Berlin

Umgang mit den Kapiteln

Ein einzelnes Kapitel bzw. ein Personenporträt kann – je nach Altersstufe – vom Lehrer oder der Lehrerin zunächst als Geschichte erzählt oder von den Schülerinnen und Schülern durch Textarbeit selbst erarbeitet werden. Die Geschichte wird entweder möglichst vielseitig und umfassend oder in Teilbereichen erschlossen. Das Buch möchte Empathie ermöglichen und dazu ermutigen, Handlungsspielräume auszuloten, Motive der Handelnden zu erkennen und die Schülerinnen und Schüler mit den Moraldilemmata der Retterinnen und Retter (und der Geretteten) zu konfrontieren. Das Handeln einzelner Menschen soll dabei stets im Zusammenhang mit seinen historischen und gesellschaftlichen Bezügen betrachtet werden.

Ein wichtiges Element ist das historische Lernen an und die pädagogische Arbeit mit Bildern: Inhaltlich komplexe Themen können mithilfe von Bildern assoziativ erschlossen werden. Dabei ist zu beachten, dass die Fotografie kein eindeutiges «Beweisstück» ist, sondern ein Dokument, das der aktiven Erschließung bedarf.

Didaktische Vorschläge

Auseinandersetzung mit dem Stoff und den Inhalten

Wie die Tabelle zeigt, können verschiedene Aspekte kapitelübergreifend erarbeitet werden. Hierfür einige Beispiele:

- Was ist charakteristisch für die Rettungen bzw. die Situation der verfolgten Juden in der Metropole Berlin? Was erfahren wir über die persönliche Situation der Helferinnen und Helfer? Wie sah ihr Alltag im Krieg aus? Welchen Gefahren waren sie ausgesetzt? Wer waren die Verfolgten? Wer initiierte die Hilfe und Rettung?
- In welchen Kapiteln spielt die Flucht in die Schweiz eine Rolle? Wo lagen die besonderen Gefahren? Wer waren die Fluchthelfer? Was erfahren wir über die Behandlung der Flüchtlinge nach gelungener Flucht in der Schweiz?
- Was erfahren wir über die Rettungsaktionen in Frankfurt am Main? Vergleiche die beiden Geschichten der Köchin und des Ehepaars aus Frankfurt bezüglich ihrer sozialen Herkunft und ihres Bildungsstands.
- Bei welchen Retterinnen und Rettern spielten religiöse oder politische Motive eine Rolle? Charakterisiere diese Persönlichkeiten.
- Vergleiche die beiden Rettungsaktionen, die ausserhalb der Grenzen des deutschen Reiches geschahen. Inwieweit waren sich die Retter der verbrecherischen Kriegsführung bewusst? Welche Beziehung hatten sie zu den verfolgten Juden? Was führte zur Rettungsaktion?

Ein Beispiel für Gruppenarbeit

Die Schülerinnen und Schüler gestalten Wandzeitungen mit den wichtigsten Informationen und Fotos, auf denen sie eine von ihnen ausgewählte Person präsentieren. Sie stellen den jeweils anderen Gruppen die gewählte Person und ihr Handeln vor.

Das Thesenspiel

Eine interessante Möglichkeit des Unterrichts über Retter und ihr Handeln ist das «Thesenspiel», bei dem die jeweiligen Moraldilemmata bzw. moralischen Zwangslagen eine wichtige Rolle spielen.

Ein Beispiel wäre etwa die folgende These:

«Das Risiko, das die Helferinnen und Helfer auf sich genommen haben, war zu gross.»

Die Thesen sollten für jeden einzelnen Fall spezifisch konzipiert werden. Es können Thesen formuliert werden, die sich unmittelbar auf die Situation der Handelnden beziehen, aber auch Thesen, die eine Brücke zur Gegenwart schlagen, etwa zur Flüchtlings- und Asylpolitik einzelner Länder.

Dabei sollten Handlungsspielräume diskutiert werden.

Vorgehen: Es empfiehlt sich, die Lerngruppe in drei Untergruppen aufzuteilen:

- Eine Gruppe, die die These befürwortet,
- eine andere, die sie ablehnt,
- eine dritte, die unentschieden ist.

Die Schülerinnen und Schüler argumentieren wechselseitig. Die Lehrenden nehmen dabei die Rolle der Moderatorin oder des Moderators ein.

Eine wesentliche Voraussetzung für das Thesenspiel ist, dass zuvor die Grundlage für eine kontextbezogene Diskussion geschaffen ist. Abzuraten ist von nur moralischen Diskussionen, die nicht Bezug auf die historischen Bedingungen nehmen. Grundkenntnisse über die nationalsozialistische Diktatur und Ideologie, den Alltag im Zweiten Weltkrieg innerhalb Deutschlands, die NS-Besatzungspolitik und die Judenverfolgung in Polen und der Ukraine sind die Voraussetzung dafür, Handlungsspielräume einschätzen und wohlbegründet bewerten zu können. Nach einer bestimmten Zeit wird die Diskussion abgebrochen. Die Schülerinnen und Schüler sollen sich nun, falls sie ihre ursprüngliche Meinung geändert haben, neu positionieren.

Die CD-ROM bietet die Möglichkeit, den Retterinnen und Rettern selbst zuzuhören, wie sie ihre Entscheidung getroffen und begründet haben.

Dialoge mit den handelnden Personen

Zur intensiveren Annäherung an die handelnden Personen und Vertiefung des Geschehens kann es sinnvoll sein, sich in eine Person hineinzuversetzen und Bereiche, über die wir aus dem vorgestellten Porträt erfahren, selbst zu beschreiben.

Aufgabenstellungen könnten etwa lauten:

- Beschreibe in der Ich-Form, was eine der Personen in einer bestimmten Situation denkt und erlebt.
- Überlege, was wir über diese Person nicht erfahren. Was möchten wir gerne noch über sie wissen?
- Formuliere diese Fragen oder richte einen Brief an diese Person. (Dies können auch Personen sein, die am Rande der Handlung stehen: Kinder der Retter, Ehepartner, Mitwissende, Nachbarn).

Biografien von Retterinnen und Rettern

Widerstand und Rettung in Berlin: Gitta Bauer



Gitta Bauer (1919-1990)

Gitta Bauer war eine der zahlreichen Frauen in Berlin, die es wagten, verfolgten jüdischen Menschen lebensrettende Hilfe zu leisten. Etwa zwei Drittel der bisher bekannt gewordenen nichtjüdischen Deutschen, die unter hohem persönlichen Risiko verfolgten Jüdinnen und Juden beistanden, waren weiblich. Zum Teil handelte es sich um allein stehende Frauen, die den gefährlichen Entscheid für sich allein treffen konnten. Oft aber waren die mutigen Helferinnen auch Ehefrauen von Soldaten, die an der Front eingesetzt waren, und Mütter von kleinen Kindern. In vielen Fällen haben Ehepaare gemeinsam geholfen. Die Frauen und Männer, die sich zum riskanten Einsatz für die Verfolgten entschlossen, kamen aus allen Schichten der Gesellschaft. Sie waren unterschiedlich gebildet und hatten verschiedene religiöse und politische Orientierungen.

In der deutschen Hauptstadt waren seit Mitte 1942 schätzungsweise 7'000 Jüdinnen und Juden untergetaucht, um sich der Verschleppung «in den Osten» zu entziehen (->Deportation in den Osten). Man kann davon ausgehen, dass mindestens 1 500 von ihnen überlebt haben. Viele verbrachten die überwiegende Zeit der «Illegalität» im Stadtgebiet oder in der näheren Umgebung von Berlin. Andere wiederum, die kein Quartier mehr finden konnten oder die sich auch in der Anonymität der Grossstadt nicht sicher genug fühlten, suchten in anderen deutschen Städten oder in ländlichen Gebieten Schutz. Nach den bisherigen Ergebnissen der Forschung brauchten einzelne Untergetauchte bis zu zehn Personen, die bereit waren, ihnen zu helfen. Denn wenn zum Beispiel Nachbarn Verdacht geschöpft oder Bombardierungen die Wohnung von Helferinnen und Helfern zerstört hatten, musste das Quartier gewechselt werden. Es sind Überlebensgeschichten bekannt, bei denen bis zu sechzig Personen beteiligt waren. In anderen Fällen hat eine einzige Person mehrere Verfolgte gerettet. Dies ist der Grund, weshalb die Zahl der Deutschen, die innerhalb der Grenzen Deutschlands an Rettungsaktionen beteiligt waren, so schwer zu schätzen ist. Die Gesamtzahl der Jüdinnen und Juden, die in Deutschland mit der Hilfe von nichtjüdischen Personen «illegal» überleben konnten, wird meist auf 5'000-10'000 geschätzt.

Protest gegen den Krieg

Gitta Bauer gehört zum Kreis jener Retterinnen, die relativ früh entschiedene Gegnerinnen des →Nationalsozialismus waren. Sie war im Vergleich zum Durchschnittsalter der Helferinnen und Helfer, die meist über vierzig Jahre zählten, verhältnismässig jung. Seit 1937 war sie in einer Jugendgruppe gegen die

Nazis aktiv. Später wollte sie etwas gegen den Krieg unternehmen, den sie für verbrecherisch hielt (-'Zweiter Weltkrieg). Schon bevor sie mit der Gefahr konfrontiert wurde, in der sich ihre jüdische Freundin Ilse Baumgart befand, hatte sie im Untergrund gegen den Krieg protestiert. Gemeinsam mit sechs anderen Jugendlichen stellte sie eine zum Frieden aufrufende Zeitung her, die sie ihren Freunden an der Front zusandte. Dies hatte ihr auch einmal eine Haftstrafe eingebracht.

Im Juli 1944 sah sie sich mit folgender Situation konfrontiert:

Sollte und konnte sie ihre jüdische Freundin Ilse verstecken?

– Welche Gefahren würde eine solche Rettungsaktion für sie selbst, für ihre Eltern und Geschwister herbeiführen?

Was würde geschehen, wenn sie diese Hilfeleistung ablehnte?

Gitta Bauers Jugend

Gitta wurde 1919 in Berlin als eine von vier Töchtern geboren. Sie wurde von ihrer Mutter, die Katholikin, und von ihrem Vater, der Protestant war, katholisch erzogen. Aber ihre Eltern waren nicht streng religiös, sondern eher liberal eingestellt. Der Vater erkannte bereits 1933, nach →Hitlers Machtübernahme, die kommende Kriegsgefahr. Die Eltern versuchten, im NS-Regime mit ihren vier Töchtern fernab von der Politik ein möglichst ruhiges Leben zu führen. Gittas Eltern hatten einige jüdische Bekannte, darunter auch die Familie Baumgart, in der die Ehefrau jüdisch war. Als Gitta eines Tages fragte: «Was sind Juden?», antwortete ihr Vater: «Das sind Leute wie du und ich, die eine andere Religion haben.» Und als Gitta einmal marschierende →SA-Männer auf der Strasse sah und ihren Vater fragte, wer diese Männer seien, erwiderte er: «Diese Leute wollen wieder Krieg.»

Wie auf viele andere Deutsche wirkten auch auf Gitta die so machtvoll inszenierten Auftritte der →NSDAP und einzelne Veranstaltungen der NS-Jugendorganisationen wie Hitlerjugend (->HJ) und Bund Deutscher Mädel (→BDM) durchaus eindrucklich. Im Jahr der Olympiade in Berlin, 1936, wurde auch sie von der allgemeinen Begeisterung ergriffen. Sie berichtete später ganz offen darüber: «1936 wäre ich fast ein Nazi geworden.» Doch da wurde sie erneut gewarnt: «Hitler – das bedeutet Krieg.» Sie war damals 17 Jahre alt.

In den folgenden Jahren erlebte Gitta, wie immer mehr jüdische Freunde ihrer Familie NS-Deutschland fluchtartig verlassen mussten. Nach der →Reichspogromnacht im November 1938 (auch →«Kristallnacht» genannt) wurde die jüdische Bevölkerung immer radikaler ausgegrenzt. Die schon zwischen 1933 und 1937 durchgeführte →Arisierung sollte die Juden zur Auswanderung zwingen, obwohl ihnen dies andererseits durch äusserst restriktive Bestimmungen zum Geld- und Devisenverkehr finanziell fast unmöglich gemacht wurde. In dieser Zeit konnte Gitta zusammen mit den Eltern einigen jüdischen Bekannten helfen, ihren Besitz ausser Landes zu bringen.



Audiostelle I: 1936 wäre Gitta fast Nazi geworden – ein Kaplan bewahrt sie davor.

Eine Jugendgruppe gegen den Krieg

Zu Beginn des nationalsozialistischen Regimes war Gitta 13 Jahre alt und in einer katholischen Jugendgruppe aktiv. Diese wurde 1935 von den Nationalsozialisten verboten. Stattdessen sollten sich die Jugendlichen im staatlichen Jugendverband organisieren, in der HJ und im BDM, deren Aufgabe die politische Schulung und körperliche Ertüchtigung der deutschen Jugend war.

Gitta und eine Freundin beschlossen 1936/37, ihre Jugendgruppe insgeheim am Leben zu erhalten. Gemeinsam mit zwei Gleichaltrigen aus der Bündischen Jugend sowie zwei weiteren aus einer kommunistischen Gruppierung, die ebenfalls verboten worden war, gründeten sie eine neue Jugendgruppe, die sie «Horde» nannten. Sie wanderten, sangen, beteten und diskutierten zusammen. Als im September 1939 der Zweite Weltkrieg ausbrach, waren sie sechs Mädchen und ein Junge. Einige der Mädchen hatten damals Freunde, die bereits zum Kriegsdienst eingezogen waren. Doch das bestärkte die Gruppe nur umso mehr in ihrer Einstellung gegen den Krieg. Gemeinsam verfertigten sie eine Anti-Kriegs-Zeitung, die sie ihren Freunden an die Front schickten.

Ausserdem versuchten sie damals, mit ihrem Widerstand auch die Ideen von Bischof Clemens August Graf von Galen (seit 1933 Bischof von Münster [→Galen]) zu unterstützen.

1942 wurden Gitta und ihre Gruppe von der →Gestapo festgenommen. Als Gestapo-Männer in die Wohnung der Familie Bauer kamen, um Gitta zu verhaften, bemerkte einer von ihnen: «Sie haben viele Bücher, aber nicht *Mein Kampf*.» Gittas Mutter reagierte spontan und mutig: «Mir scheint, als ob Sie nur ein Buch haben: *Mein Kampf*.»

Zuerst hatte die Gestapo angenommen, dass es sich um eine kommunistische Jugendgruppe handelte. Nach einer Woche wurden Gitta und ihre Freundinnen wieder aus der Haft entlassen. Sie hatten Glück im Unglück gehabt: Die Gestapo hatte die Zeitungen nicht entdeckt und lediglich feststellen können, dass die Jugendlichen gemeinsam Volkslieder sangen und beteten.



Audiostelle 2: Eine Untergrundzeitung gegen den Krieg.

Audiostelle 3: Die Gruppe tippte und verbreitete auch von Galens Predigten.



Gitta Bauer (1942)



Audiostelle 4: Glück im Unglück der Verhaftung.

Hilfe für Juden als Widerstand gegen den Nationalsozialismus Lange Zeit hat man als →Widerstand» nur Aktionen politischer oder militärischer Widerstandsgruppen bezeichnet, die versuchten, das nationalsozialistische Regime zu beseitigen. Rettungsbemühungen für die verfolgten jüdischen Menschen fanden dabei kaum Beachtung. Sie waren auch nicht das erklärte Ziel von Widerstandsgruppen. Bei den Verschwörern des →Zwanzigsten Juli etwa war die Vernichtung der europäischen Juden erst sehr spät ins Blickfeld geraten. Zwar hat die Wahrnehmung des Holocaust bei Einzelnen den Entschluss, das NS-Regime zu

beseitigen und Hitler zu töten, nachhaltig befördert, aber dieses Motiv stand kaum je im Vordergrund (siehe auch die Weisse Rose und www.gdw-berlin.de, Gedenkstätte Deutscher Widerstand).

Auch wenn viele von denen, die heute als «Retter» gelten, ihr Handeln selbst nicht als Widerstand definierten, sondern ein «normales», eigentlich selbstverständliches Verhalten nannten, beinhaltete die *Hilfe für Juden immer auch Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime*. Die Helferinnen und Helfer haben unter hohem persönlichem Risiko das Ziel verfolgt, Menschen zu schützen, die aus rassistischen Gründen verfolgt wurden. Damit widersetzten sie sich Geboten des NS-Staates. Dieser ahndete das, was er als Angriff auf die «Volksgemeinschaft» wertete, meist mit harten Strafen.

Die religiösen, weltanschaulichen oder politischen Orientierungen der Retterinnen und Retter waren vielfältig. Sie reichten von entschieden links gerichteten bis zu nationalkonservativen oder auch unpolitischen Haltungen (siehe das Beispiel von Heinrich Wollheim, Seite 69), von stark religiös geprägten bis zu religiös gleichgültigen Einstellungen. In wenigen Fällen halfen selbst NSDAP-Mitglieder (z.B. die Eheleute Schwarz im Fall von Inge Deutschkron, Seite 86). Teilweise war die Hilfe geplant und bezog sich auf Personen, die zum Bekannten- oder Freundeskreis der Retterinnen und Retter gehörten. In anderen Fällen handelte es sich um spontane Hilfe, die auch für vorher unbekannte Verfolgte geleistet wurde. Oft spielte der Zufall eine Rolle.

Ilse Baumgart auf der Flucht

Ilse Baumgart, 1923 in Berlin geboren, hatte eine jüdische Mutter und einen «arischen» Vater (->Arier). 1933 verlangten die Nazis von Herrn Baumgart, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen, da er sonst seine Arbeit verlieren würde. Er weigerte sich, dies zu tun, und wurde daraufhin entlassen. Ilse konnte noch im März 1942 in Berlin ihr Abitur abschliessen. Anschliessend wurde sie, obwohl sie als jüdischer →Mischling» galt, in den Arbeitsdienst eingezogen. Da sie nicht studieren oder Lehrerin werden durfte, meldete sie sich im Frühjahr 1943 ohne Wissen ihres Vaters als Nachrichtenhelferin bei der Luftwaffe. Dabei gab sie an, «arischer» Abstammung zu sein. Eine höchst gefährliche Situation entstand für sie im Zusammenhang mit dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944. Während einer im Rundfunk übertragenen Ansprache des Führers äusserte Ilse Baumgart spontan gegenüber den anderen Nachrichtenhelferinnen: «Wenn das Attentat gelungen wäre, wäre endlich der Krieg aus!» Dies wurde dem Vorgesetzten gemeldet, der sie am 22. Juli verhaften liess und ihre «arische» Abstammung anzweifelte. Ihr drohte nun das Kriegsgericht.



Audiostelle 5: Ilse Baumgart wird angezeigt. Der vorgesetzte Offizier, der sie inhaftieren sollte, ermöglicht ihr aber die Flucht.

Gefährliche Rettungsaktion

Am Tag nach Iلسes geglückter Flucht traf ihre Mutter Gitta Bauer und berichtete ihr von der Gefahr, in der sich ihre Tochter befand. Sie fragte Gitta um Rat. Gitta und ihre Schwester beschlossen, Ilse in ihrer Wohnung aufzunehmen und so lange wie nötig zu verstecken. Gleichzeitig fassten sie den Beschluss, den Eltern nichts über die Rettungsaktion zu sagen. Sie wussten, dass diese sich wegen der Gefahren für die Familie grösste Sorgen machen würden. Gitta und Maria klärten ihre Eltern erst nach der Befreiung über ihre Hilfe für Ilse und deren Rettung auf.

Die beiden Schwestern verbargen und versorgten Ilse neun Monate lang in ihrer Wohnung. Besonders gefährlich waren – wie Ilse Baumgart später berichtete

– «die ständigen Luftangriffe bei Tag und bei Nacht. Da ich ja immer zu Hause war, konnte es leicht passieren, dass sich Mitbewohner des Hauses wunderten, dass ich als junges Mädchen nicht arbeitete. Im Luftschutzkeller und Bunker, in die ich ja auch gehen musste, konnte ich mich nicht unsichtbar machen».

Eine grosse Belastung war die Frage der Ernährung. Ilse Baumgart berichtete später: «Wenn auch meine Eltern soweit sie konnten mir von ihren Lebensmittelkarten etwas abknappsten, so wurde ich doch zusätzlich von den kargen Zuteilungen meiner Freundinnen miternährt. Ich konnte mich lediglich revanchieren, indem ich den Haushalt führte und die Mahlzeiten für uns alle zubereitete. Viele Freunde aus dem Hause Dubro (Mädchenname von Gitta Bauer) wussten von meinem Untergrundleben und halfen uns ebenfalls mit Lebensmitteln aus.» Die Hilfe für Ilse war mit vielen Gefahren verbunden. Freunde aus Gittas

Audiostelle 6: Der Arbeitszwang vergrössert die Gefahr, denunziert zu werden.

Audiostelle 7: Ilse kann sich auch bei Freunden aus Gittas Gruppe verstecken.

Audiostelle 8: Die Gefahr verschärfter Kontrollen nach dem 20. Juli 1944.

Audiostelle 9: Soldaten und Offiziere helfen Gitta mit Lebensmitteln aus.

Jugendgruppe halfen ihr, indem sie Ilse vorübergehend bei sich versteckten.

Eine weitere Gefahr hing mit der früheren Verhaftung von Gitta zusammen: Nach dem 20. Juli 1944 wurden katholische Widerstandsgruppen wieder strenger kontrolliert.

Gitta musste als Sekretärin im →OKH (Oberkommando des Heeres) arbeiten. Sie erhielt dort von unerwarteter Seite Hilfe: Soldaten unterstützten sie bei der Versorgung von Ilse.

Nach dem Krieg: Ehrung durch Yad Vashem

Als die israelische Botschaft Gitta Bauer anrief, um ihr mitzuteilen, dass sie als →«Gerechte unter den Völkern» geehrt werden soll, war sie verblüfft. Sie lehnte die Ehrung zunächst ab und sprach von ihrem Schamgefühl, nicht noch mehr für die Verfolgten getan zu haben: «Ich wollte es nicht annehmen, weil ich mich immer noch schäme, eine Deutsche zu sein, eine, die zu der Generation gehört, die 6 Millionen Juden ermordete.» Doch ihre Freundin Ilse Baumgart bat sie wiederholt, die Ehrung anzunehmen, damit man erfahren werde, «dass nicht alle Deutschen schlecht waren».

Auf der Medaille von Yad Vashem steht: «Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt.» Gitta war über diesen Satz erstaunt. Da fragte sie der Mitarbeiter der israelischen Botschaft Yitzhak Ben Ari: «Hat Ilse Kinder?» «Ja, sie hat», erwiderte Gitta. «Und hat sie Enkelkinder?» Daraufhin akzeptierte Gitta die Medaille von Yad Vashem.

(www.yad-vashem.org.il)



Ilse Baumgart mit ihren Enkelkindern

Nach dem Krieg wurde Gitta Bauer Journalistin. Sie nahm 1945 als Beobachterin am →Nürnberger Prozess (20.11.1945-1.10.1946) teil. Sie war besonders aufgebracht, wenn Leute ihrer Generation, etwa Studierende, behaupteten, sie hätten damals «nichts gewusst». Sie fragte sich, wie jemand so etwas sagen konnte, nachdem man jahrelang überall Aufschriften wie «Für Juden verboten» oder auf der Strasse Jüdinnen und Juden mit Schildern, auf denen «Ich bin ein jüdisches Schwein» stand, gesehen hatte. Ausserdem wurde am 9./10. November 1938 fast jeder und jede Deutsche Zeuge der Reichspogromnacht.

Gitta Bauers Schicksal nach dem Krieg: Verhaftung in der DDR 1945 lernte Gitta ihren zukünftigen Mann kennen, der jüdischer Abstammung und bereits Ende 1933 in die Schweiz geflüchtet war. Sie liessen sich in Ost-Berlin (→DDR) nieder, wo 1950 ihr Sohn André geboren wurde. Zwei Monate nach der Geburt des Kindes wurde das Ehepaar Bauer unter dem unzutreffenden Vorwurf, Spione zu sein, verhaftet. Gitta wurde zu vier Jahren Gefängnis verurteilt, ihr Mann zu fünf Jahren Haft in Sibirien. Dies geschah in der Zeit der politischen Schauprozesse in der Sowjetunion und in anderen osteuropäischen Ländern, die auch eine antijüdische Stossrichtung hatten. Die junge Mutter wurde über das Schicksal ihres Kindes im Ungewissen gelassen. «Das Problem war, dass André damals erst zwei Monate alt war, und sie wollten mir nicht sagen, was mit ihm passierte», berichtete Gitta später. «Sie sagten mir: Bestätige uns, dass Dein Mann amerikanischer Spion ist, und wir werden Dich wissen lassen, wo Dein Sohn ist.» Im vierten Jahr ihrer Haft durfte sie ihren ersten Brief schreiben. Nun endlich erfuhr sie von ihren Eltern, dass sich André bei ihnen befand. Kurz danach wurde sie entlassen. Ein Jahr später konnte auch ihr Mann aus Sibirien zurückkehren. Er war aber so schwer krank, dass er wenig später starb. Nach seinem Tod lebte Gitta mit ihrem Sohn für einige Zeit in Amerika. Später kehrte sie nach Deutschland zurück, wo sie 1990 verstorben ist.



Ilse Baumgart mit Gittas Sohn

Eine Frau namens «Black»: Else Blochwitz



Else Blochwitz (1899-1992)

Else Blochwitz (1899-1992) verdiente sich als alleinstehende Frau in den 30er-Jahren und im →Zweiten Weltkrieg ihren Lebensunterhalt in Berlin mit der Reparatur von Seidenstrümpfen. In den Jahren 1935 bis 1945 half sie über 70 verfolgten Jüdinnen und Juden. Als im Oktober 1941 die ersten Deportationen der jüdischen Bevölkerung Berlins «in den Osten» begannen (→Deportation aus Berlin), versorgte und versteckte sie in ihrer Wohnung am Kurfürstendamm zahlreiche Verfolgte, die untergetaucht waren, um sich der drohenden Deportation zu entziehen. Manche von ihnen blieben nur über Nacht oder wenige Tage, andere einige Monate. Nicht zuletzt um ihre belastenden Erfahrungen in der Nazizeit zu verarbeiten, betätigte sich Else Blochwitz nach 1945 als Schriftstellerin. Aussergewöhnlich sind in ihrem Falle die grosse Anzahl Verfolgter, die während langer Zeit bei ihr Hilfe fanden, und ihre sehr riskanten Versuche, mit Flugblättern über die Verbrechen der →Nationalsozialisten aufzuklären. Neben ihrer Hilfe für Juden unterstützte sie auch →politisch Verfolgte und ausländische →Zwangsarbeiten

Frühe Gegnerin des Nationalsozialismus Else Blochwitz wurde 1899 in Dresden geboren. Sie verbrachte dort ihre Kindheit und Jugend. Ihr Vater, von Beruf Kaufmann, ist früh verstorben. Dies trug sicher mit dazu bei, dass Else Blochwitz sehr selbstständig wurde, zumal sie auch ihren Lebensunterhalt bald selbst verdienen musste. Als junge Frau siedelte sie nach Berlin über, wo sie sich bereits Mitte der 20er-Jahre mit dem Gedankengut der →NSDAP kritisch auseinandersetzte. Da sie sich immer wieder auf öffentlichen Veranstaltungen der Nationalsozialisten zu Wort meldete, um gegen die dort propagierten politischen Ansichten zu argumentieren, war sie bald als politische Gegnerin bekannt. Nazi-Kreisen war dadurch allerdings auch ihre rhetorische Begabung aufgefallen, sodass sie 1934 von einem Vertreter des Propaganda-Ministeriums unter Joseph Goebbels (→Goebbels) aufgefordert wurde, sich zur Mitarbeit bereit zu erklären. Da sie diesen Anwerbungsversuch ablehnte, war sie nun endgültig als Nazi-Gegnerin abgestempelt und stand in den folgenden Jahren unter besonderer Beobachtung.

Audiostelle 10: Hitler, von nahem besehen:
«Mich haben seine so genannten blauen Augen nicht bezaubern können.»

Ein offenes Haus für verfolgte Jüdinnen und Juden Nachdem im September 1935 die →Nürnberger Gesetze, die Menschen jüdischer Herkunft in Deutschland endgültig zu Bürgerinnen und Bürgern zweiter Klasse stempelten, verabschiedet worden waren, machte Else Blochwitz es sich zur Aufgabe, politisch oder rassistisch Verfolgte zu unterstützen. In den folgenden Jahren war sie ihren jüdischen Bekannten bei



Kurfürstendamm in Berlin, 1936

der Auswanderung behilflich, was mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges immer schwieriger wurde. Im Oktober 1941 wurde für die noch im Deutschen Reich verbliebenen Juden ein totales Emigrationsverbot erlassen. Gleichzeitig begann die Deportation der jüdischen Bevölkerung «in den Osten» (→Deportation in den Osten). In dieser Zeit stellte Else Blochwitz ihre Wohnung für Jüdinnen und Juden, die sich entschlossen hatten unterzutauchen, als Unterschlupf zur Verfügung. Sie war in vieler Hinsicht eine ebenso unabhängige wie eigenwillige Frau. Seit 1937 teilte sie ihre Wohnung am Berliner Kurfürstendamm mit ihrer Freundin und Kollegin Margarete Dietrich, die ebenfalls an den Hilfeleistungen beteiligt war. (Die beiden Frauen wohnten bis zur Heirat von Margarete Dietrich im Jahr 1958 zusammen.) Else Blochwitz arbeitete zu dieser Zeit auf eigene Rechnung als «Repassiererin»: Sie reparierte zu Hause, in ihrer Wohnung, Seidenstrümpfe. Sie hatte einen grossen Kreis von Kundinnen, die zu ihr in die Wohnung kamen, um Laufmaschen an ihren damals noch kostbaren Nylonstrümpfen aufnehmen zu lassen. Die Mitbewohner des grossen Mietshauses waren daher daran gewöhnt, dass bei Else Blochwitz und Margarete Dietrich ein reges Kommen und Gehen fremder Personen herrschte. «Illegale» Jüdinnen und Juden wirkten unter ihnen so weniger auffallend.

Es ist schwierig, die Hilfeleistungen und Rettungsbemühungen der beiden Frauen im Einzelnen zu rekonstruieren. Oft handelte es sich um spontane Hilfe für fremde Menschen, die von anderen ihre Adresse bekommen hatten. Else erinnerte sich später: «Es waren viele, die gekommen sind unter dem Stichwort ‚Black‘ und deren Namen ich nicht erfragt habe bzw. die ich nicht mehr weiss, die ein bis mehrere Nächte und Tage bei mir ‚untertauchten‘ oder andere Hilfe bekamen, weil sie als Illegale keine Lebensmittel hatten. Sie benötigten alle auch Kleiderhilfe, die ich erbettelte. Manchmal kamen sie auch nur, um sich ihre Wäsche, die sie trugen, zu waschen und sich selbst zu waschen.»



Audiostelle 11: «Und zwar hatte ich den Tarnnamen ‚Black‘.»



Audiostelle 12: Spontane Hilfsaktionen.

Solidarität mit Herta Arndt

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde die Verfolgung und Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerungsgruppe immer drastischer. 1941 erhielt Else Blochwitz die Aufforderung der →Gestapo, ihre Freundin und Untermieterin Herta Arndt, die als Jüdin seit 1940 bei der Firma Siemens in Spandau →Zwangsarbeit verrichten musste, aus ihrer Wohnung zu entfernen. Else weigerte sich strikt, dieser Aufforderung nachzukommen. Schliesslich wurde sie gezwungen, an ihrer eigenen Wohnungstür den →Judenstern anzubringen. Ausserdem erhielten Else Blochwitz und Margarete Dietrich bis zur Deportation von Herta Arndt am 11. November 1941 nur noch jüdische Lebensmittelkarten mit wesentlich geringeren Rationen.



Audiostelle 13: Hilfe für eine Deportierte.

Else hatte diese frühe Deportation ihrer Freundin nicht verhindern können. Sie konnte damals auch noch nicht wissen, dass die Verschleppung aus Berlin in den Tod führen sollte. Else Blochwitz versuchte danach alles, um eine Verbindung zu ihrer Freundin herzustellen. Durch einen Soldaten, der auf Heimaturlaub nach Berlin zurückgekehrt war, konnte sie in Erfahrung bringen, dass Herta Arndt zusammen mit ihrer Mutter Rosalie in das →Ghetto Minsk (Weissrussland) deportiert worden war (5. Transport vom 11. November 1941 aus Berlin mit dem Ziel Minsk mit 1030 Personen). Bis 1943 gelang es Else, mithilfe von Soldaten der deutschen →Wehrmacht für die beiden Frauen Pakete mit Lebensmitteln, Wollsachen und Geld in das Lager schmuggeln zu lassen. Nach einiger Zeit brach die Verbindung ab. Rosalie Arndt wurde Ende Juli 1942 von der →SS in Minsk erschossen, ihre Tochter Herta in →Majdanek bei Lublin (Polen) ermordet.

Als «Luftschutzwart»

Audiostelle 14: Else Blochwitz als Luftschutzwart und das «Spiel» ihrer Ein- und Absetzung durch die Polizei und Nazis.

Während des Krieges liess sich Else Blochwitz für das Mietshaus am Kurfürstendamm 177, wo sie wohnte, zum «Luftschutzwart» ausbilden. Dieser Posten half ihr während der zahlreichen Bombenalarme, die bei ihr untergetauchten Jüdinnen und Juden im Luftschutzkeller unterzubringen. (Viele illegal lebende Menschen in Berlin und anderen Grossstädten trauten sich aus Angst vor dem Luftschutzwart und den anderen Hausbewohnern meist nicht, einen Schutzkeller aufzusuchen. Sie zogen es stattdessen vor, sich in den Wohnungen versteckt zu halten.)

Ausserdem konnte sie auf diese Weise in den umliegenden Häusern andere Kellerverstecke ausfindig machen.

Oft war Else Blochwitz darauf angewiesen, ihre Schützlinge zeitweilig in Wohnungen von Bekannten umzuquartieren, da die →Gestapo auf sie aufmerksam geworden war und mehrfach Hausdurchsuchungen bei ihr durchführte. In solchen Situationen erhielt sie zu ihrem Glück unverhofft Hilfe von ihrem Polizeirevier. Kurz vor einer bevorstehenden Hausdurchsuchung wurde sie telefonisch gewarnt. Es gab offenbar jemanden bei der Polizei, der es gut mit ihr meinte. Sie wusste aber nicht, wer es war.

Audiostelle 15: «Ich hatte ein gutes Polizeirevier, das mir wahrscheinlich viel geholfen hat.»

Widerstand und Verhaftung

Audiostelle 16: Else vervielfältigt und verteilt regimekritische Flugblätter.

Neben der verbotenen Hilfe für Jüdinnen und Juden leistete Else Blochwitz auch politische Aufklärungsarbeit. Sie verfasste und verteilte, was ebenfalls höchst gefährlich war, Flugblätter, die über die Verbrechen der Nationalsozialisten informierten.

Mehrmals wurde Else verhaftet und von der Gestapo verhört. Nach ihren eigenen Aussagen wollte sie um Gerechtigkeit kämpfen. Sie sei dafür bereit gewesen, alles einzusetzen, auch ihr Leben. Der Gestapo gegenüber habe sie gesagt: «Ich habe keine Kinder, ich habe fast nichts zu verlieren. Ich habe nur meine Mutter.»



Audiostelle 17: Die Verschwörer des 20. Juli:
«Sie haben zu lange gewartet.»

Hilfe für Rita Grabowski

Viele Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg äusserte sie sich sehr kritisch über die Verschwörer des 20. Juli. Sie warf ihnen vor, sich viel zu spät zum militärischen Widerstand gegen Hitler entschlossen zu haben. Ihr langes Zögern habe viele Menschenleben gekostet.

Rita Grabowski, die als «Mischling» galt und als Zwangsarbeiterin in einer Berliner Feinmechanikerwerkstatt arbeitete, war im Rahmen der so genannten Fabrik-Aktion (27/28. Februar 1943) in ihrem Betrieb verhaftet und in das Gebäude des Ballhauses Clou, das nun als Judensammellager diente, eingeliefert worden. Die Situation beschreibt sie folgendermassen:

«Ein Nazi-Bewacher aus dem SS-Hauptquartier Prinz-Albrecht-Strasse ging mit seiner Reitpeitsche durch unsere Reihen und schlug Menschen den Koffer aus der Hand, darunter einem Ehepaar, das einen sechs Wochen alten Säugling im Arm trug. Denjenigen Häftlingen, die versucht hatten, sich mit Tabletten zu vergiften, wurde in einem Nebenraum der Magen ausgepumpt. Wie alle anderen Eingesperrten glaubte ich, nicht mehr aus der Haft herauszukommen.»

Weil Rita Grabowski immer wieder auf ihre «arische» Mutter, Gertrud Grabowski, hinwies, wurde sie schliesslich entlassen (->Arier). Durch die schreckliche Erfahrung im Ballhaus Clou war sie so verängstigt, dass sie sich danach versteckte, zumal auch die Verfolgung der «Mischlinge» immer schärfer wurde. Im Herbst 1944 lernte sie Else Blochwitz kennen, bei der sie sich in den letzten Kriegsmonaten verborgen hielt. Später gab sie zu Protokoll: «Es ist schwer möglich, all diejenigen namhaft zu machen, denen Frau Blochwitz während der Verfolgungszeit beigestanden hat. Zum Teil waren auch nur die Vornamen der Schutzbefohlenen bekannt. Vielen Deportierten hat sie Lebensmittelpakete und Lebensmittelkarten nach Theresienstadt und Auschwitz geschickt. [...] Frau B. hat, um ihren Schutzbefohlenen helfen zu können, jahrelang mitgehungert. In ihrem Kreis wurde alles geteilt, auch die Kartenrationen.»

Nach 1945

Ihre Situation in der Nachkriegszeit beschrieb Else Blochwitz folgendermassen: «Durch alle Aufregungen, die ich nur in groben Umrissen und nur in Bruchstücken hier niederlegen kann, ist es selbstverständlich, [...] dass der völlige Zusammenbruch kam. Ich habe schwere innere Leiden aus dieser Zeit davongetragen. Der totale innere Zusammenbruch und die Hungerzeiten nach 1945 brachten mich in einen Zustand der Lethargie und Apathie [...].»

Neben ihrem Broterwerb betätigte sich Else Blochwitz auch schriftstellerisch. Von 1950 bis 1954 war Else Blochwitz schwer krank, auch konnte sie wegen eines Augenleidens ihre frühere Tätigkeit nicht mehr ausüben. Sie wurde von

Rita Grabowski, die bei ihr wohnen blieb, auch materiell unterstützt. Als Beruf gab sie nunmehr «Schriftstellerin» an. Zahlreiche Gedichte, die sie mit «Black E. Blochwitz» unterzeichnete, sind von ihr überliefert. Einige sandte sie an die israelische Gedenkstätte →Yad Vashem. Dort wurde sie 1965 als →«Gerechte unter den Völkern» ausgezeichnet, nachdem der Berliner Innensenator sie schon 1960 im Rahmen der Ehrungsinitiative ~'«Unbesungene Helden» für ihren mutigen Einsatz geehrt hatte.

«Feinde». Ein Gedicht von Else Blochwitz

Feinde
Lasst mir einen Tag
Nur einen Tag
Es mag nur eine Stunde sein -
Aber allein - - allein
Im engen Zellengrab,
Eh' ich in die ewige Weite
Meinen Atem hauche.
Lasst mir einen Tag
Nur einen Tag
Ohne des Wächters Schlüssellärm -
Es mag nur eine Stunde sein -
Bei nichtverschlossener Tür!
Lasst einmal nur die Söldnermiene
Durch die Lücke freundlich scheinen!
Gebt diesen einen Tag
Nur eine Stunde
Nur einen Augenblick der Freiheit mir
Als Lohn
Den Ihr - gerecht - dem
Delinquenten Eurer Geisteswelt
In Achtung seiner Meinung zollt.
Einen Augenblick der Freiheit
Eh' der Tod mich
Aus der Zelle führt!

Black E. Blochwitz

Rettung eines Flüchtlings aus Majdanek: Margarete und Fritz Kahl



Fritz und Margarete Kahl mit ihren Kindern im Jahre 1946. V. r. n. l.: Georg (geb. 1928), Gerhard (geb. 1933) und Eugen (geb. 1927)

Das Beispiel des Frankfurter Arztes Dr. Fritz Kahl und seiner Frau Margarete zeigt, dass das Wissen vom Massenmord an der jüdischen Bevölkerung eine wichtige Rolle bei der Entscheidung spielte, Menschen vor der →Deportation in den Osten zu retten. Das Ehepaar Kahl wurde allerdings nicht erst zur Zeit der extremsten Verfolgung aktiv, sondern half von Anfang an ausgegrenzten oder drangsalierten Jüdinnen und Juden, unabhängig davon, ob diese ihnen bekannt oder unbekannt waren. Dr. Kahl behandelte seine jüdischen Patienten auch noch, als dies «arischen» Ärzten (Arier) nicht mehr erlaubt war.

Ende 1942 nahmen Fritz und Margarete Kahl zunächst die jüdische Patientin Tusch Müller für einige Zeit bei sich auf. Wenig später, Anfang 1943, waren sie bereit, Robert Eisenstädt, der aus dem KZ →Majdanek geflohen war, auf dem Dachboden ihres Hauses zu verstecken. Er war der Verlobte von Eva Müller, Tuschis Schwester. In einer kühnen Aktion verhalfen sie dem jungen Paar zur Flucht in die Schweiz. Ihr Sohn Eugen Kahl, der damals etwa fünfzehn Jahre alt war, berichtet 2001, wie er von dieser Rettungsaktion erfuhr und mit welchen Schwierigkeiten seine Familie konfrontiert war.

Deportationen aus Frankfurt am Main

Bis 1933 war die Jüdische Gemeinde in Frankfurt am Main die zweitgrösste in Deutschland. Sie besass mit ihren 26'000 Angehörigen einen Bevölkerungsanteil von 4,7%. Die Mainmetropole war damit in Deutschland die Grossstadt mit dem höchsten prozentualen Anteil von Jüdinnen und Juden an der Gesamtbevölkerung. Frankfurt genoss den Ruf, besonders liberal und weltoffen zu sein, und verdankte seinen Wohlstand und sein kulturelles Niveau nicht zuletzt dem jüdischen Bevölkerungsteil. Dennoch sind – etwa im Vergleich zu Berlin – verhältnismässig wenige Rettungen von Jüdinnen und Juden aus Frankfurt bekannt. Dies liegt einerseits daran, dass lange Zeit nicht nach diesen Geschichten gesucht und geforscht wurde. Andererseits gab es in Frankfurt aber auch tatsächlich viel weniger Rettungsversuche als in Berlin. Hatte die Frankfurter Bevölkerung weniger Mut zur Rettung von Jüdinnen und Juden als die Berliner?

Ein wichtiger Grund für die relativ kleine Anzahl an Rettungen dürften die ungewöhnlich frühen und schnellen Deportationen der Frankfurter Juden gewesen sein, die hier bereits im September 1942 abgeschlossen waren. Demgegenüber entschlossen sich in Berlin ab Herbst 1942 immer mehr Jüdinnen und Juden dazu, sich dem Abtransport «in den Osten» zu entziehen und unterzutauchen. Einen Höhepunkt bil-

deute der Zeitpunkt der so genannten →Fabrik-Aktion vom 27/28. Februar 1943, der reichsweiten Verschleppung aller jüdischen Frauen und Männer, die bis dahin in kriegswichtigen Betrieben zur →Zwangsarbeit eingesetzt waren. Zu diesem Zeitpunkt kam es in Berlin zu einer letzten grossen «Untertauch»-Welle, da viele Jüdinnen und Juden vor dieser Razzia gewarnt worden waren. Das Wissen über die Verbrechen an den jüdischen Menschen in Osteuropa war inzwischen auch in der deutschen nichtjüdischen Bevölkerung weiterverbreitet als noch 1941 und 1942.

Biografische Angaben

Fritz Kahl wurde 1895 als Sohn des evangelischen Pfarrers Heinrich Kahl und seiner Frau Elsa geboren. Er wuchs in Frankfurt am Main in einem Elternhaus auf, in dem ein liberaler Geist herrschte. Pfarrer Fricke, der spätere Mitbegründer der →»Bekennenden Kirche, absolvierte sein Vikariat bei Heinrich Kahl, der selber Kirchenrat in Frankfurt war.

Fritz Kahl absolvierte in Frankfurt das humanistische Lessing-Gymnasium bis zum Abitur. Er gehörte zu der Generation junger Männer, auf die ihre Teilnahme als Soldat am →Ersten Weltkrieg prägend wirkte. Zutiefst enttäuscht über die deutsche Niederlage kehrte er aus dem Krieg zurück. Erbittert über den →Versailler Vertrag wandte sich Kahl während seines Medizinstudiums in Marburg rechten Studentenkreisen zu. Nach dem Studium liess er sich als praktischer Arzt in Frankfurt-Bockenheim in der Blanchardstrasse 22 nieder, einem vorwiegend von Arbeitern und Kleinbürgern bewohnten Stadtteil. Ab etwa 1932 begann er die →Nationalsozialisten entschieden abzulehnen.

Seine Frau Margarete geb. Zimmermann wurde 1896 in Schlüchtern (Vogelsberg) als Tochter eines Amtsrichters geboren. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie überwiegend im Elsass. Sie war geprägt vom liberalen Milieu der 20er-Jahre. Margarete und Fritz Kahl hatten vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter.

Jüdische Patientinnen und Patienten

Als die →Nationalsozialisten den nichtjüdischen Ärzten in Deutschland verboten, jüdische Kranke zu betreuen, widersetzte sich Kahl dieser Massnahme. Er behandelte jüdische Patientinnen und Patienten, die noch zu ihm kamen, weiterhin. Da er den Ruf hatte, für *alle* Kranken erreichbar zu sein, wurde er am 9. November 1938, dem Tag der →Reichspogromnacht, zu einem schwer kranken jüdischen Inhaber einer Tuchfabrik gerufen, der ihm unbekannt war. Noch bevor die →Gestapo eintraf, gelang es Dr. Kahl, den Mann mit seinem eigenen Wagen in das bereits von der Gestapo umstellte Jüdische Krankenhaus zu bringen.

Während des →Zweiten Weltkrieges wuchs Dr. Kahls jüdischer Patientenkreis, da er nun auch Jüdinnen und Juden im Ostend, einer ärmeren Frankfurter Wohngegend, ärztlich versorgte. Viele dieser Patientinnen und Patienten hatten



**Audiostelle 18: Nur wenige Frankfurter
Ärzte waren bereit Jüdische Patienten zu
behandeln.**

ihre alten Hausärzte, die rechtzeitig emigrieren konnten, verloren. Kahl war, wie sein Sohn berichtet, einer von etwa drei Ärzten in Frankfurt, von denen bekannt war, dass sie Jüdinnen und Juden behandelten. Eines Tages forderte ihn die Ärztekammer auf, die Versorgung jüdischer Kranker einzustellen. Kahl war mutig genug, diesen Einschüchterungsversuch mit dem Hinweis auf den hippokratischen Eid abzulehnen. Daraufhin erhielt er ein Schreiben, das folgenden Satz enthielt: «Wir teilen Ihnen mit, dass die von Ihnen beantragte Lebensmittelzulage für überlastete Ärzte nicht gewährt werden kann, da Sie nicht so überlastet scheinen, was daraus ersichtlich ist, dass Sie noch Zeit finden, jüdische Patienten zu behandeln. Heil Hitler!

Dr. Zöckler.»

Das Wissen über die Verbrechen an den deportierten Juden Die Frage, inwieweit die deutsche Bevölkerung darüber Bescheid wusste, welches Schicksal die «in den Osten» deportierten Juden erwartete, ist schwierig zu beantworten. Fest steht, dass durch Erzählungen von Soldaten im Heimaturlaub Gerüchte über Massenverbrechen an der jüdischen Bevölkerung im Umlauf waren, und auch die von vielen Deutschen heimlich gehörten Rundfunksender der BBC berichteten darüber. Oft war es eine Frage des Wissenwollens. Als Fritz Kahl danach befragt wurde, ob er etwas über die Massenmorde gewusst habe, antwortete der Arzt: «Ich wusste alles, weil ich Patienten hatte, die zum Teil Kommunisten, zum Teil durchaus keine Kommunisten waren, aber das Dritte Reich und sein Regime [...] hassten, die genau wussten, dass sie mir alles erzählen konnten. Ich habe sogar im Krieg, zum ersten Mal im Jahr 1942, geheim aufgenommene Aufnahmen von Massenerschiessungen gesehen und habe ausserdem mehrere Leute gesprochen, die in Konzentrationslagern gewesen sind [. .].»

Hilfe für Tuschi und Eva Müller



Eva Müller (Molnar)

Zum Patientenkreis von Dr. Fritz Kahl gehörten die beiden jüdischen Schwestern Müller, die eigentlich Molnar hiessen. Ihre Familie stammte aus Zborov in der Tschechoslowakei. 1928 siedelten die Eltern mit ihren beiden Töchtern nach Frankfurt über. Eva Molnar war damals etwa zehn Jahre alt. Sie wuchs in Frankfurt auf und erlernte den Beruf der Schneiderin. Im November 1938 beschlossen die Eltern, Deutschland zu verlassen. Sie zogen nach Riga (Lettland), da der Vater als Jude und tschechoslowakischer Staatsbürger im nationalsozialistischen Deutschland vielen Schikanen ausgesetzt war. Eva und Tuschi entschieden sich, in Deutschland zu bleiben. Als die Deportationen der jüdischen Bevölkerung aus Frankfurt begannen, waren sie als Jüdinnen mit einem ausländischen Pass zunächst noch geschützt.

Als die beiden Schwestern schliesslich ebenfalls von der Verschleppung in ein Todeslager bedroht waren, wandte sich zunächst Tuschi an ihren

Arzt. Fritz Kahl erinnert sich: «Sie kam dann eines Tages zu mir, abends spät, weinend, und sagte: ‚Herr Doktor, jetzt bin ich auch dran. Meine Schwester und ich, wir werden beide verschleppt. Können Sie mir helfen?‘»

Fritz und Margarete Kahl entschieden sich spontan, Tuschi aufzunehmen. Sie waren sich darüber im Klaren, welches Schicksal Tuschi andernfalls bevorstand. Tuschi blieb für einige Wochen im Haus der Familie Kahl. Später konnte sie nach Österreich entkommen und unerkannt in Wien überleben.

Robert Eisenstadt – Flüchtling aus Majdanek Kurz darauf, Anfang 1943, bat Tuschis Schwester Eva Dr. Kahl um Hilfe für ihren jüdischen Verlobten, der aus dem KZ →Majdanek entkommen war. Robert Eisenstadt aus Hanau, 1919 geboren, war bereits im Zuge der Reichspogromnacht im November 1938 verhaftet und vier Monate lang im KZ →Buchenwald interniert worden. Während des Krieges musste er zunächst im Strassenbau und in Fabriken Zwangsarbeit leisten. Am 30. Mai 1942 wurde er mit seiner Familie in das KZ Majdanek am Rand der polnischen Stadt Lublin (→Generalgouvernement) deportiert.



Robert Eisenstadt

Robert Eisenstadt wollte damals um jeden Preis zu seiner Verlobten Eva Müller nach Frankfurt zurückkehren. Im Juli 1942 glückte ihm die Flucht aus dem KZ. Es gelang ihm, sich nach Frankfurt durchzuschlagen, wo er sich zunächst bei seiner Verlobten verborgen hielt.

Wie dieser riskante Fluchtversuch gelingen konnte, berichtete Eisenstadt später:

«Wir wurden in das Kriegsgefangenenlager der Waffen-SS gesteckt. Dort mussten wir allerlei Arbeiten verrichten. In einem Ersatzlager habe ich mir einen Zivilrock gestohlen, welchen ich bei einer Flucht gebrauchen konnte. Ich wurde aber erwischt und hatte nun zu befürchten, erschossen zu werden. Am 10. Juli 1942 gelang es mir dann, über Mittag über die Mauer zu klettern. Ohne vom nahen Wachposten gesehen zu werden, konnte ich entkommen. Bei der polnischen Bevölkerung bekam ich zu essen und wurde auch mit Geld versorgt. In Bakovic wurde ich von der polnischen Polizei aufgegriffen und der deutschen Polizei übergeben. Ich gab an, dass ich von einem Arbeitertransport von Minsk nach Deutschland verloren gegangen sei. Zufällig glaubte man mir diese Angaben. Ich wurde an den Stadthauptmann in Radom gewiesen, welcher mir einen Fahrschein bis nach Breslau aushändigte. Ich konnte also per Bahn bis nach Breslau. Selbstverständlich habe ich einen andern Namen angegeben. Auch durch die Kontrolle an der deutsch-polnischen Grenze bin ich gekommen. In Breslau bin ich zu Juden gegangen, welche mir andere Kleider und auch Geld gegeben haben. Ich fuhr dann per Bahn bis nach Frankfurt am Main. Die Gestapo

hat mich in der Bahn nochmals kontrolliert. Ich kam auch diesmal wieder weg. In Frankfurt kam ich ganz krank bei meiner Braut an» (Robert Eisenstädt 1943).

Da der junge Eisenstädt in Frankfurt jederzeit erneut verhaftet und deportiert werden konnte, musste er eine sichere Unterkunft finden, wo er sich verstecken konnte. Inzwischen war Eva selbst gefährdet, sodass er nicht mehr bei ihr bleiben konnte. In dieser Situation waren Fritz und Margarete Kahl bereit, ihn auf dem Dachboden ihres Hauses zu verbergen. Dort verbrachte er etwa vier Wochen in einem Verschlag. In der Wohnung darunter lebten die Grossmutter und eine Tante, die beide über den heimlichen Bewohner Bescheid wussten.

Eugen Kahl als Hitletjunge und als 16-jähriger Luftwaffenhelfer bei der Flak

Die Schulzeit von Eugen Kahl, 1927 in



Audiostelle 19: Im Auftrag seiner Mutter bringt Eugen Kahl jüdischen Bekannten Lebensmittel.



Audiostelle 20: Damit seine Eltern nicht noch mehr auffallen, geht Eugen Kahl zur Hitlerjugend.



Eugen Kahl in HJ-Uniform



Audiostelle 21: Eugen Kahl entdeckt den jüdischen Flüchtling, den seine Eltern verstecken.



Audiostelle 22: Eugen Kahl bekommt in Gesprächen mit Freunden bestätigt, dass die Gerüchte über den Massenmord an Juden zutreffen.

Frankfurt geboren, fiel in die Zeit des Nationalsozialismus. Dass seine Eltern sich den Ausgrenzungs- und Verfolgungsmassnahmen der Nationalsozialisten gegenüber der jüdischen Bevölkerung nicht beugten, blieb ihm nicht verborgen. Schon früh wurde er einbezogen, wenn es darum ging, jüdischen Bekannten zu helfen.

In den 30er-Jahren wurde von allen nichtjüdischen Jugendlichen in Deutschland erwartet, dass sie den nationalsozialistischen Jugendverbänden beitraten, die Jungen der →HJ (Hitlerjugend) und die Mädchen dem BDM (Bund deutscher Mädel). Der Schüler Eugen war von diesen Zwangsorganisationen nicht begeistert, glaubte jedoch, er müsse sich anpassen.

Im Februar 1943 wurde Eugen mit seiner gesamten Schulklasse als →Flakhelfer ausserhalb Frankfurts eingesetzt. Er konnte seine Familie darum nur noch einmal im Monat besuchen. In dieser Zeit hielt sich Robert Eisenstädt bei seinen Eltern verborgen.

Rückblickend erzählt Eugen Kahl, wie er von der verbotenen Hilfe seiner Eltern erfuhr. Eines Tages kam er unverhofft nach Hause und betrat zufällig das Dachgeschoss, wo er die Umrise eines Mannes erkannte. Nach diesem Erlebnis klärten ihn seine Eltern über Robert Eisenstädt auf.

Durch die Gespräche mit seinen Eltern über den jüdischen Flüchtling erfuhr Eugen von der Massenvernichtung der Juden im Osten. Natürlich durfte er mit niemandem ausserhalb der Familie darüber sprechen, was seine Eltern getan hatten. Auch seinen Freunden unter den Flakhelfern gegenüber musste er schweigen. Die Jugendlichen führten jedoch politische Diskussionen, bei denen auch über das Schicksal der Juden gesprochen wurde. Als völliger Aussenseiter unter seinen Altersgenossen fühlte sich Eugen nicht.

Flucht in die Schweiz

Audiostelle 23: Erzwungene Suche nach einem neuen Versteck für Robert Eisenstädt.

Robert Eisenstädt's Aufenthalt auf dem Dachboden wurde für die Familie Kahl immer schwieriger. Grossmutter und Tante konnten in der darunter liegenden Wohnung seine Schritte hören und bekamen zunehmend Angst. Fritz und Mar-

garete Kahl mussten eine andere Möglichkeit finden, um die jungen Leute zu retten.

Ein Ausweg schien die Flucht in die Schweiz zu sein. Die wichtigste Voraussetzung für das Gelingen waren falsche Papiere, mit denen sich Eva Müller und Robert Eisenstädt bei den häufigen Kontrollen in Bahnhöfen und Zügen ausweisen konnten. Vor allem für junge Männer waren überzeugende Dokumente von grosser Bedeutung, da diese bei Militärkontrollen besonders aufmerksam überprüft wurden. In ihrer Not bezogen Fritz und Margarete Kahl einen engen Freund der Familie, Pfarrer Otto Fricke von der Bekennenden Kirche, ein. Er gab ihnen den Hinweis auf einen anderen Pfarrer, der Kontakte zu Fluchthelfern hatte. Einer von ihnen, ein Frankfurter Polizeibeamter, besorgte Robert Eisenstädt einen falschen Pass. Um auch für Eva Müller ein Dokument zu beschaffen, musste Kahl geradezu «kriminelle» Energie entwickeln. Zusammen mit dem Polizeibeamten drang er in die Wohnung einer Arbeitsdienstführerin ein, um ihren Pass zu entwenden. Die Zeit drängte, da Eva Müller schwanger war. Margarete Kahl, die seit ihrer Jugend das Bodenseegebiet gut kannte, heckte den genauen Fluchtplan aus. Sie war es auch, die die beiden Flüchtigen auf der Bahnfahrt von Frankfurt ins Schweizer Grenzgebiet begleitete (zur Flucht in die Schweiz siehe auch das Kapitel über Heiner Wollheim, Seite 69). Eigentlich war sie eine eher ängstliche und zurückhaltende Frau, wie sich ihr Sohn Eugen später erinnerte. In der damaligen Notsituation aber, als es um das

Audiostelle 24: Die sonst so besorgte Mutter handelt in der Gefahr ruhig entschlossen.

Leben der beiden jungen Leute ging, wuchs sie über sich selbst hinaus. Sie begleitete ihre Schützlinge bis kurz vor die Grenze und wies ihnen den Weg. Die letzte Wegstrecke legten Robert Eisenstädt und seine Verlobte allein zurück. Zu Fuss gingen sie unbemerkt an der Grenze entlang und kletterten an einer geeigneten Stelle über einen Drahtverhau. Am 21. Februar 1943 er-

Audiostelle 25: Flucht in die Schweiz.

reichten sie Schweizer Boden, ohne von Grenzposten überrascht worden zu sein.

Robert Eisenstädt wurde nach gelungener Flucht zunächst im Schweizer Arbeitslager Olsberg interniert, aber wegen seines schlechten Gesundheitszustandes bald wieder entlassen. Nach den Fluchtstrapazen aus Majdanek und Frankfurt war er so geschwächt, dass er mit seinen 24 Jahren nur mithilfe eines Stockes gehen konnte. Im Juli 1943 wurde die Tochter Maria Adina als staatenloses Kind in Basel geboren. Eugen Kahl erinnert sich: «Eines Tages im Sommer 1943 brachte der Postbote ein Telegramm aus der Schweiz. ‚Wir teilen Euch mit Freude mit, dass gesunde Zwillinge angekommen sind.‘» Eugen Kahls El-



Maria Adina
Eisenstädt

tern erstarrten vor Schreck: Jede Post aus dem Ausland war ja verdächtig. Zugleich aber waren sie erleichtert – sie wussten nun, dass die Flucht tatsächlich gelungen war.

Die jungen Eltern wandten sich in der Schweiz an eine Adresse, die sie von Kahls erhalten hatten. Es handelte sich um Pfarrer Adolf Freudenberg, der wegen seiner jüdischen Frau Else Liefland, einer Freundin der Kahls, bereits 1938/39 aus Deutschland emigriert war. Freudenberg arbeitete in Genf bei der jüdischen Flüchtlingshilfsstelle des Ökumenischen Rates, wo die junge Familie weitere Hilfe erhielt. Erst Ende Dezember 1943 durften Eva und Robert heiraten. 1947 verliess die Familie Eisenstädt die Schweiz und wanderte in die USA aus.

Nach 1945

Die mutige Hilfe von Margarete und Fritz Kahl, die durch ihren riskanten Einsatz Eva und Robert Eisenstädt und ihrem noch ungeborenen Kind Maria Adina das Leben gerettet haben, blieb nach dem Krieg in Frankfurt unbeachtet. Margarete Kahl verstarb dort 1957. Erst 1966 beschrieb Fritz Kahl, fünf Jahre vor seinem Tod 1973 in Frankfurt, in einem Interview mit Manfred Wolfson einen Teil dieses Geschehens (zu Manfred Wolfson vgl. Geleitwort). Eine Auszeichnung oder Ehrung des Ehepaares fand nicht statt.

Der Sohn Dr. Eugen Kahl liess sich später als Internist in Berlin nieder. Er hielt immer wieder Vorträge über seine Erlebnisse in der NS-Zeit. 1986 verfasste er eine (unveröffentlichte) Schrift mit dem Titel «Erinnerungen an die Verfolgung der Juden in Frankfurt am Main». Er beschreibt hier u. a. auch die Rettungsgeschichte der Eisenstädts, ohne viel über Robert Eisenstädts Flucht aus →Majdanek zu wissen. Erst Archivrecherchen im Zusammenhang mit dem vorliegenden Buch haben ein genaues, vollständiges Bild ergeben.

Eine Köchin aus Hessen: Martha Wiroth



Schattenbild einer Frau

Viele Beispiele zeigen, dass der Entschluss, verfolgten Jüdinnen und Juden zu helfen, nicht davon abhängig war, wie gebildet oder wohlhabend und in welchem Beruf jemand tätig war. Die Helferinnen und Helfer kamen aus allen Schichten der Bevölkerung. Wir finden unter ihnen Fabrikarbeiterinnen, Lehrerinnen, Pfarrer, hohe Beamte, Fabrikanten, Hausfrauen, Künstlerinnen, Professoren, Rechtsanwälte, Schneiderinnen, um nur einige Beispiele zu nennen. Sie alle erkannten die Not der verfolgten Jüdinnen und Juden in ihrem eigenen Umfeld. Oft schützten sie ihre jüdischen Freunde und Bekannten, in vielen Fällen halfen sie aber auch Menschen, die ihnen nie zuvor begegnet waren.

Martha Wiroth aus Hessen ist es zu verdanken, dass zwei Frankfurter Jüdinnen die letzten Kriegsmonate überleben konnten.

Ihre Geschichte zeigt, wie eine einfache und unbemittelte Frau ohne Kontakte zu politischen oder kirchlichen Kreisen in der Lage war, zwei jüdischen Frauen lebensrettende Hilfe zu leisten. Sie selbst hatte zuvor die menschenverachtende Politik der →Nationalsozialisten am eigenen Leib erfahren. Ihr Ehemann wurde Opfer der →Euthanasie. Dies lässt viele Aspekte der nationalsozialistischen Ideologie und Verfolgung sichtbar werden.

Martha Wiroths Stimme ist uns dank der Tonbandaufzeichnung des Interviews, das Manfred Wolfson 1967 mit ihr durchführte, erhalten geblieben. Wir haben im Jahre 2002 versucht, Angehörige von Martha Wiroth zu finden – leider erfolglos. So erzählen wir hier ihre Geschichte, ohne ein Foto von ihr präsentieren zu können.

Biografische Angaben



Audiostelle 26: Wie Marthas Grossvater für die Gerechtigkeit kämpfte.

Audiostelle 27: Die Mutter erzählt vom guten Menschen Karl Marx.

Martha Wiroth geb. Armbruster wurde 1896 in Stockheim, einem kleinen Ort in der Wetterau in Hessen geboren. Ihre Eltern waren arme Tagelöhner, die zahlreiche Kinder hatten. Geld für eine Ausbildung oder für den Kauf von Büchern konnten sie nicht aufbringen. Marthas Eltern waren Sozialdemokraten – wie schon ihr Grossvater, dessen mutiges Eintreten für seine Überzeugungen Martha bewunderte. Ihre Mutter erzählte ihr mit Begeisterung, wie die Sozialisten vor dem →Ersten Weltkrieg für bessere Lebensverhältnisse der Arbeiter gekämpft hatten. Martha Wiroths Erinnerungen an den Grossvater und ihre Auffassung von Karl Marx wirken in ihrer Schlichtheit umso eindrucksvoller.

Nach Abschluss der Volksschule ging Martha wie viele junge Mädchen aus ländlichen und einfachen Verhältnissen in die Stadt «in Stellung», um mit ihrem Lohn ihre Familie zu unterstützen. In Frankfurt am Main arbeitete sie zuerst als Hausmädchen, später als Köchin in jüdischen Haushalten. Den Lohn schickte

sie ihrer Mutter nach Hause, da es noch einige jüngere Geschwister gab, die ernährt und gekleidet sein wollten. Gern und mit Stolz erinnert sich Martha, dass sie auch im Haushalt des Rabbiners Georg Salzberger (→Salzberger) und seiner Frau Charlotte in der Fichtestrasse tätig war, wo sie – unter anderem anlässlich jüdischer Feiern, etwa Hochzeiten – koscher kochen lernte (zum Thema «Juden in Frankfurt» siehe das Kapitel über die Familie Kahl, Seite 43). Georg Salzberger wurde später im Zusammenhang mit dem Novemberpogrom 1938 (der so genannten →Kristallnacht) in das KZ »Dachau verschleppt. Nach seiner Entlassung konnten er und seine Familie unter schwierigen Umständen aus Deutschland entkommen und sich in London niederlassen.

Landesheilanstalt Eichberg



Audiostelle 28: Der behinderte Ehemann wird in eine Heilanstalt eingewiesen.



Audiostelle 29: Martha erfährt, dass ihr Mann zu den «Todeskandidaten» gehöre.



Audiostelle 30: Marthas Kampf um ihren ermordeten Mann: «So war das Ende vom Lied.»

Was bedeutet «Euthanasie»?

Kurz nach dem →Ersten Weltkrieg heiratete Martha, die drei uneheliche Kinder hatte, Herrn Wiroth, der aus Luxemburg stammte. Als Folge des Elends der Nachkriegszeit sei er sechs Wochen nach der Hochzeit an Enzephalitis («Kopfgrippe») erkrankt. Mehrmals musste er sich in den folgenden Jahren in eine Heilanstalt begeben. Aber er hatte auch immer wieder gute Phasen. Er konnte dann zum Lebensunterhalt der Familie beitragen, indem er mit Bleistiften und Schreibwaren hausieren ging. Eines Tages – es war schon während des Zweiten Weltkrieges – teilte der →NSDAP-Ortsgruppenleiter Martha mit, ihr Mann müsse nun umgehend in eine Anstalt eingewiesen werden, andernfalls, so drohte man ihr, werde die Familie nach Luxemburg ausgewiesen.

Zuerst befand sich Herr Wiroth ein Jahr in Köppern, wo Martha ihn regelmässig sehen konnte. Dann wurde er in die Landesheilanstalt →Eichberg eingewiesen. Als Martha ihn kurz nach seiner Verlegung dort besuchen wollte, wurde sie Zeugin der schrecklichen Dinge, die in dieser Anstalt geschahen.

Zwei Wochen später – am 24. August 1941 – wollte sie ihren Mann wieder aufsuchen. Ein Arzt teilte ihr lediglich mit, dass er nicht mehr am Leben sei. Herr Wiroth war ein Opfer der Euthanasie-Morde geworden. Obwohl Martha diesen Ausdruck nie zuvor gehört hatte, begriff sie rasch, was ihrem Mann widerfahren war. Zwischen Januar 1941 und März 1945 wurden im Psychiatrischen Krankenhaus Eichberg mindestens 2'722 Patienten ermordet.

Der NS-Begriff «Euthanasie» bezeichnet die systematische Tötung von Menschen, deren Leben vom nationalsozialistischen Standpunkt aus als «lebensunwert» galt. Mit der Ermordung von so genannten unheilbar Kranken und Schwachen bezweckten die Nazis, aus den Deutschen ein Volk zu züchten, das anderen Völkern körperlich und geistig überlegen war. Die Nazis nannten die Euthanasie «Sterbehilfe». Im Rahmen ihres Euthanasieprogrammes kam es zur

Zwangssterilisation von «Erbkranken» und «Gewohnheitsverbrechern» sowie zur «Asylierung» von «Asozialen», «Krüppeln», «Idioten» und «Arbeitsscheuen». Die ersten Opfer der systematischen Tötung waren behinderte Kinder in 30 «Kinderfachabteilungen» in ganz Deutschland. Bis 1945 wurden schätzungsweise 8'000 Kinder ermordet.

Ab September 1939 sollte die «Euthanasie-Aktion» ganz Deutschland erfassen. Das Programm wurde nach der Adresse seiner Zentrale in Berlin, Tiergartenstrasse 4, Aktion T4 genannt. In sechs Anstalten wurden Duschkammern errichtet, die als Gaskammern dienten. Die Opfer wurden mit Kohlenmonoxid getötet. Die sechs T4-Anstalten befanden sich in Grafeneck in Württemberg, Brandenburg und Hartheim bei Linz, Sonnenstein bei Pirna und Bernburg, Hadamar bei Limburg.

Im Zuge des Euthanasie-Programmes wurden nach der T4-Statistik mehr als 70'000 Menschen ermordet. Die Ärzte, die jeweils ein Gutachten schreiben mussten, diagnostizierten bei den Opfern meistens Schwachsinn, Schizophrenie oder Epilepsie.

Das Euthanasie-Programm wurde streng geheim gehalten. Ab 1940 kursierten erste Gerüchte, die sich allmählich verdichteten. Am 3. August 1941 protestierte Clemens August Graf von Galen, der Bischof von Münster, in einem mutigen Hirtenwort öffentlich gegen die Mordaktionen im Rahmen der «Euthanasie». Dieser Protest trug dazu bei, dass die «Euthanasie» Ende 1941 in Deutschland teilweise eingeschränkt, aber nie ganz eingestellt wurde. Die Ermordung kranker oder behinderter Menschen in Gaskammern war eine Vorstufe der systematischen Vernichtung der Juden ab Mitte 1941.

Dunkle Vorahnungen seit 1933



Audiostelle 31: Martha warnt einen jüdischen Bekannten.

Audiostelle 32: Marthas vergebliches Hilfsangebot an Levi.



Frankfurt: Die brennende Börneplatz-Synagoge am 9./10. November 1938

Martha Wiroth berichtet, sie habe schon 1930 das Buch «Mein Kampf» von Adolf Hitler (→Hitler) gelesen. Von 1933 an war sie davon überzeugt, dass jüdische Menschen äusserst gefährdet seien. Martha nahm den Beginn der Verfolgung der deutschen Jüdinnen und Juden sehr genau wahr: den →Boycott jüdischer Geschäfte 1933, die →Nürnberger Gesetze von 1935 und die so genannte →Kristallnacht 1938. Sie warnte ihren jüdischen Bekannten Max frühzeitig, er solle Deutschland verlassen.

Als im Oktober 1941 die →Deportationen begannen, kam Herr Levi, ein guter Bekannter, zu ihr, um sich zu verabschieden, bevor er mit seiner Familie aus Frankfurt abtransportiert werden sollte. Martha bat ihn inständig, nicht zu gehen. Stattdessen schlug sie vor, seine Familie zu verstecken und ihr zu helfen, nach Luxemburg zu fliehen, da sie eine «komische Ahnung» bezüglich der Deportationen habe, wie sie ihm sagte. Sie erinnert sich noch genau und voller Trauer an die Abschiedsworte Levis, der sagte, er müsse nun leider gehen, seinen Glaubensgenossen nachfolgen, auch wenn es den Tod bedeute.

Verhaftet wegen «Judenbegünstigung» Von 1933 an nahm Martha Wiroth grossen Anteil am Schicksal der verfolgten Jüdinnen und Juden in Frankfurt. Immer wieder half sie jüdischen Bekannten mit Lebensmitteln und Geld. Eines Tages – der genaue Zeitpunkt ist nicht bekannt – wurde sie aus diesem Grund angezeigt. Sie erhielt eine Vorladung zur berüchtigten →Gestapo, wo sie zu ihrem Umgang mit Juden verhört und ins Polizeigefängnis eingewiesen wurde.

Audiostelle 33: Martha Wiroth wird wegen «Judenbegünstigung» verhaftet.

Glücklicherweise wurde sie dank der Hilfe eines Gestapobeamten, eines Jugendfreundes, der «ein gutes Wort» für sie einlegte, nach zwei Tagen freigelassen.

Im Gefängnis erlebte sie Misshandlungen von Jüdinnen und Juden. Sie sah zum Beispiel, wie eine jüdische Frau geschlagen wurde.

Audiostelle 34: Martha erlebt im Gefängnis die Misshandlung einer Jüdin.

Die Rettung von Helga Wehrheim

An einem jüdischen Familienfest hatte Martha Wiroth die Jüdin Helga Wehrheim aus Frankfurt-Sachsenhausen kennen gelernt. Kurz darauf bat Helgas Tochter Martha flehentlich, ihre Mutter aufzunehmen, da Helga sonst «weggebracht» würde. Helgas Tochter nannte Frau Wiroth schon damals «Tante Martha». Die beherzte Frau erklärte sich dazu bereit. Sie beherbergte Helga Wehrheim zuerst ein halbes Jahr bei sich in Frankfurt und gab sie als «Frau Müller» aus. Dann brachte sie die Verfolgte heimlich in ihren Heimatort Stockheim, wo sie ihr bei einem Schustermeister ein Zimmer mietete.

Audiostelle 35: Rettung von Frau Wehrheim.

Hilfe für Betty Faulstroh

Betty Faulstroh geb. Stern wurde 1891 in der Gegend von Friedberg in Hessen als Tochter jüdischer Eltern geboren. 1920 heiratete sie den christlichen Bankangestellten Emil Faulstroh, der bei der Eheschliessung zum jüdischen Glauben übertrat und Mitglied der jüdischen Gemeinde wurde. Die Ehepartner lebten daher nach den nationalsozialistischen Rassegesetzen nicht in einer «privilegierten →Mischehe». Emil Faulstroh war in den Dreissigerjahren erfolgreich als Börsenmakler tätig. Die Familie lebte im Wohlstand und besass ein grosses Haus. 1938 wurde Emil Faulstroh jedoch – wie damals alle Juden – von seiner Bank entlassen. Er betätigte sich danach als Helfer für Auswanderungssachen und Vermögensverwaltung für Juden, bis ihm dies 1942 verboten wurde. Bis zum Kriegsende leistete er →Zwangsarbeit bei Bau- und Erdarbeiten. Betty Faulstroh musste den →Judenstern tragen und ebenfalls Zwangsarbeit verrichten.

Während des Krieges durfte das Ehepaar nicht einmal den Luftschutzkeller im eigenen Haus aufsuchen. Noch am 14. Februar 1945 erhielt Frau Faulstroh von der Gestapo die Aufforderung, sich zur Deportation nach →Theresienstadt einzufinden. In dieser verzweifelten Situation nahm ihr Mann Kontakt mit der ihnen bekannten Martha Wiroth auf, die nicht mehr in Frankfurt lebte, sondern inzwischen an ihren Heimatort evakuiert worden war. Martha Wiroth berichtet,

Audiostelle 36: Herr Faulstroh bittet Martha, seine Frau zu verstecken.

wie sie eines Tages von Herrn Faulstroh gebeten wurde, seine Frau zu verstecken.

Sie erklärte sich dazu bereit, die gefährdete Betty Faulstroh in Stockheim unterzubringen. Einen wichtigen Beitrag zur Rettung leistete auch ihre Tochter Irmgard, die damals als Reichsbahnangestellte tätig war. Sie traf sich mit dem Ehepaar im Café Isenheim in der Frankfurter Kaiserstrasse, um Frau Faulstroh mit der Bahn zu ihrer Mutter nach Stockheim zu bringen. Frau Faulstroh trug während der Fahrt noch den Judenstern (Davidstern), den sie mit ihrer Tasche verdeckte. Sie wagte es nicht, ihn abzunehmen, aus Angst, dass sie bei Misslingen des Fluchtplans ohne die vorgeschriebene Kennzeichnung noch schlimmer bestraft würde. Tochter Irmgard berichtet über die Rettungsaktion aus ihrer Sicht.

Audiostelle 37: Tochter Irmgards Bericht über die Rettung von Frau Faulstroh.

Helga Wehrheim und Betty Faulstroh konnten bis Ende des Krieges bei Martha Wiroth bleiben und haben den Holocaust überlebt.

Nach dem Krieg

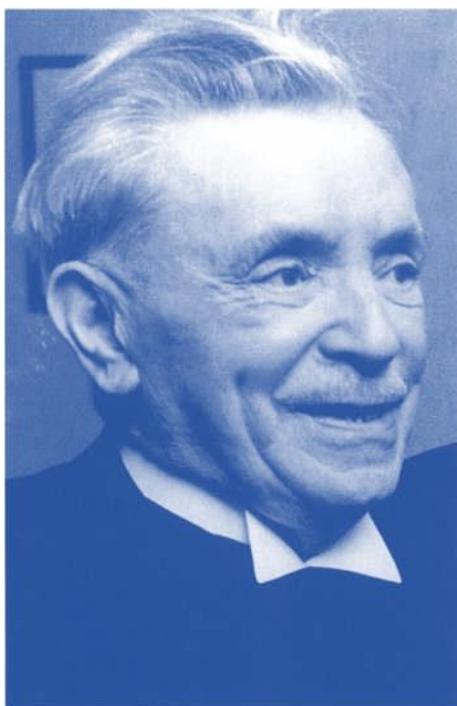
Auf die Frage nach ihrer Motivation, verfolgten Juden zu helfen, antwortete Martha Wiroth, dass sie diese «unschuldigen Menschen» vor den Verbrechen

Audiostelle 38: Martha Wiroths «Hauptgrund», verfolgten Juden zu helfen.

der Nationalisten schützen wollte.

Frau Wiroth lebte auch in den Jahren des deutschen Wirtschaftswunders in ärmlichen Verhältnissen. Nur selten konnte sie sich am Kiosk eine Zeitung leisten. Meist begnügte sie sich damit, dort die Schlagzeilen zu überfliegen. Wenn sie dabei den Eindruck gewann, dass die Verfolgung und Ermordung der Juden verharmlost oder geleugnet wurde, regte sie sich sehr darüber auf. Martha Wiroth wurde nach unseren Kenntnissen für ihre Hilfe an den Menschen jüdischer Herkunft nicht geehrt.

Die Rettungsaktionen eines evangelischen Pfarrers: Dr. Hermann Maas



Pfarrer Hermann Maas (1967)

Der protestantische Geistliche Dr. Hermann Maas gehört zum Kreis derjenigen Helfer aus der →Bekennenden Kirche, die nicht nur -'«nichtarischen» Christen, sondern auch allen Juden halfen. Da er als evangelischer Theologe eine enge Beziehung zum Judentum entwickelt hatte, stellte er sich den antijüdischen Massnahmen des nationalsozialistischen Regimes von Anfang an entschieden entgegen. Am Beispiel seiner Kindheitserfahrungen wird deutlich, wie prägend frühe Einflüsse für die Entwicklung von Gerechtigkeitsgefühl, Ich-Stärke und Selbstbewusstsein sein können.

Die Betrachtung der Lebensgeschichte von Hermann Maas führt uns weit in die deutsche Geschichte zurück und erfordert einige historische Kenntnisse. Maas ist mit seinem Geburtsjahrgang 1877 der älteste der Helferinnen und Helfer, die unsere Reihe vorstellt. Seine Kindheit und Jugend gehören in eine Zeit, in der man Kinder meistens streng, nicht selten auch obrigkeitshörig erzog. Nach der Niederlage und dem Untergang des Kaiserreichs im →Ersten Weltkrieg trat Maas als über Vierzigjähriger überzeugt für das neue, demokratische Deutschland der »Weimarer Republik ein.

Das Beispiel von Hermann Maas zeigt, welche Handlungsmöglichkeiten ein einzelner Pfarrer unter der nationalsozialistischen Diktatur hatte. Es wirft Fragen zum Verhalten der Kirchenvertreter insgesamt auf. Die Person von Hermann Maas ist aber auch ein Beispiel für die Bedeutung von Weltoffenheit und Aufgeschlossenheit. Maas hatte im Rahmen seines Engagements für Frieden und Ökumene zahlreiche internationale Kontakte. Diese gewährten ihm vor den Verfolgungen der -»Gestapo einen gewissen Schutz.

Kindheitserfahrungen



Audiostelle 39: Christlich begründete Ehrfurcht vor dem «Volk Gottes» in der Familie von Hermann Maas.

Hermann Maas wurde am 5. August 1877 als Sohn eines evangelischen Pfarrers in der Kleinstadt Gengenbach in Baden geboren. Er verbrachte seine Kindheit in Gernsbach. Prägend für seine spätere enge Beziehung zum Judentum und sein mutiges Eintreten für die Verfolgten in der Zeit des Nationalsozialismus war die positive Einstellung seiner Familie gegenüber Jüdinnen und Juden. Besonders die Worte seiner Grossmutter blieben ihm unvergesslich.

In seinen Kindheitserinnerungen betonte Maas: «In der badischen Kleinstadt lebten wir Kinder, christliche und jüdische, in köstlicher Gemeinschaft.» Dennoch war ihm früh bewusst, dass dieses Zusammenleben keine Idylle war, sondern seine Schattenseiten hatte. Es war die Zeit nach der Gründung des Deutschen Reiches (1871), als sich in den

Audiostelle 40: Der Schüler Hermann Maas kritisiert einen antisemitischen Lehrer – und wird zu Hause dafür gelobt.

Als Pfarrer in schweren Zeiten

Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland der → 'Antisemitismus verbreitete. Der junge Hermann erfuhr den ganz gewöhnlichen, alltäglichen Antisemitismus, indem er beispielsweise wahrnahm, wie jüdische Schulkameraden immer wieder belästigt wurden. Dies verletzte seinen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit.

Nach seinem Studium der Theologie an den Universitäten in Halle, Strassburg und Heidelberg und einem Vikariat wurde Hermann Maas im zweiten Jahr des Ersten Weltkrieges (1914-1918) Stadtpfarrer an der Heiliggeistkirche der traditionsreichen Universitätsstadt Heidelberg. Aber nicht fröhliches Studentenleben prägte in der Weimarer Republik (1919-1933) seine Altstadt-Gemeinde mit ihren zahlreichen Arbeiterfamilien, sondern wirtschaftliche Not und soziales Elend. Pfarrer Maas versuchte, es so gut er konnte zu lindern.

Ein anderes wichtiges Engagement galt dem Judentum, an dessen Schicksal er stets Anteil nahm. Im Alter von 26 Jahren hatte er mit grosser Begeisterung am 6. → Zionistenkongress (1903) in Basel teilgenommen und dabei Theodor Herzl (→ Herzl), der für die Gründung eines jüdischen Staates kämpfte, kennengelernt. In späteren Jahren bezeichnete er sich als «christlichen Zionisten». Der jüdische Theologe und Philosoph Martin Buber (→ Buber), mit dem er zeitlebens in Briefwechsel stand, wurde sein Freund.

Audiostelle 41: Maas nimmt in Basel am 6. Zionistenkongress teil – «und von da an war ich Zionist».

Politisches Engagement

Maas, der bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg «Friedensarbeit» geleistet und sich gegen Krieg eingesetzt hatte, nahm 1919 sein Engagement für Frieden und die weltweite Ökumene wieder auf. Innerhalb seiner Landeskirche vertrat er eine liberal-humanitäre Position, die sich gegen antidemokratische, die junge Demokratie in Deutschland bedrohende Strömungen wandte. In den Zwanzigerjahren war Maas im Heidelberger Rathaus zeitweilig auch Stadtverordneter der → DDP (Deutsche Demokratische Partei). 1925 übernahm er an der Trauerfeier für den ersten Reichspräsidenten der Weimarer Republik, den aus Heidelberg stammenden Sozialdemokraten Friedrich Ebert (→ Ebert), die Ansprache. Ebert war aus der katholischen Kirche ausgetreten. Seine Familie bat Maas, den Verstorbenen in Heidelberg zu bestatten. Die Zusage des evangelischen Stadtpfarrers galt in der Öffentlichkeit als Demonstration seiner republikfreundlichen und demokratischen Gesinnung. Damit zog er sich früh den «abgründigen Hass» rechtsnationaler Kreise und der → NSDAP zu, der durch seine Mitgliedschaft in einer Freimaurerloge und seit 1932 im → «Verein zur Abwehr des Antisemitismus» noch verstärkt wurde.

Evangelischer Geistlicher während des Nationalsozialismus: «Judenpfarrer»



Audiostelle 42: Reise nach Palästina im Frühjahr 1933.



Audiostelle 43: Der «Judenpfarrer» Maas setzt es durch, weiter predigen zu dürfen.



Hermann Maas während eines Gottesdienstes

Am 1. April 1933 – dem Tag, als die Nationalsozialisten zum allgemeinen wirtschaftlichen →Boycott gegen die Juden in Deutschland aufriefen – brach Hermann Maas zu einer lange geplanten dreimonatigen Reise ins Heilige Land auf. Ausser dem Althebräischen beherrschte er auch Ivrit (Neuhebräisch), was ihm den Zugang zu den in →Palästina lebenden Juden erleichterte. Er lernte zahlreiche jüdische Gelehrte kennen, besuchte neu gegründete jüdische Siedlungen und nahm die Möglichkeit wahr, mit den ersten Flüchtlingen aus Deutschland zu sprechen. Seine jüdischen Freunde in Palästina warnten ihn vor einer Rückkehr nach Deutschland.

Wie zu erwarten war, schlugen Hermann Maas sogleich nach seiner Rückkehr Anfang Juli 1933 die Drohungen und Verleumdungen der Heidelberger →SA und NSDAP entgegen. Sie erreichten, dass dem «Judenpfarrer» die Predigerlaubnis entzogen wurde. Das Verbot galt jedoch nur einige Wochen. Da Maas in der ökumenischen Bewegung über Deutschland hinaus bekannt und hoch angesehen war, geschah ihm vorläufig nichts. Die Nationalsozialisten wollten zu diesem Zeitpunkt im Ausland noch kein Aufsehen erregen.

Diese ersten Schwierigkeiten mit der nationalsozialistischen Diktatur in Deutschland konnten Maas jedoch nicht einschüchtern. Sie stärkten ganz im Gegenteil seinen politischen Widerstandsgeist und seine Solidarität mit dem Judentum. Seine älteste Tochter transportierte noch im Sommer 1933 sechs Webstühle nach Palästina, wo sie in Jerusalem eine Handweberei mitbegründete, die für mehrere Jahre jüdischen Flüchtlingen ein Einkommen bot. Maas pflegte an Weihnachten jüdische Geistliche zu sich nach Hause einzuladen, um das Fest gemeinsam zu feiern, und er selbst war Gast beim jüdischen Pessach-Fest. Der Heidelberger Rabbiner Dr. Fritz Pinkus riet ihm schliesslich davon ab, an den jüdischen Gottesdiensten teilzunehmen, da er sich damit noch mehr gefährde.

Widerstand im Rahmen der Bekennenden Kirche Im Herbst 1933 schloss sich Hermann Maas dem evangelischen →Pfarrernotbund an, der im September 1933 von Martin Niemöller (→Niemöller) gegründet wurde. Der Pfarrernotbund bildete die Ausgangsbasis für die Bekennende Kirche, den Gegenpol zu den nationalsozialistischen →Deutschen Christen. Maas war in den Dreissigerjahren massgeblich an der Unterstützung der evangelischen «nichtarischen» Christen beteiligt. Gleichzeitig bemühte er sich darum, auch den immer stärker verfolgten Jüdinnen und Juden zu helfen. Zum Zeichen dafür, dass sein Haus eine Zuflucht für alle Bedrängten sei, brachte er am Eingang eine Mesusa an (ein Kästchen, das eine Pergamentrolle mit einem Thora-Spruch enthält, siehe Foto auf der CD-ROM), was sonst nur bei religiösen Juden üblich war. Als Be-



Audiostelle 44: «Meine Gottesdienste waren überfüllt – gerade darum, weil sie zu mir stehen wollten.»



Audiostelle 45: «Ich habe nie versucht, mich rauszulügen.»

Die Reichspogromnacht, 9. November 1938



Audiostelle 46: «Für mich war der Widerstand vor allem einmal: helfen – helfen – helfen!»



Audiostelle 47: Hermann Maas' Reise nach England.



Audiostelle 48: Hermann Maas, von der Gestapo verhört.

amate der Gestapo sein Haus durchsuchten, gingen sie an der Mesusa achtlos vorbei, weil sie ihre Bedeutung nicht kannten.

In dieser Zeit, von 1933 bis 1942, waren die Gottesdienste von Pfarrer Maas in der Heidelberger Altstadt meist überfüllt. Diese Tatsache bot ihm einen gewissen Schutz vor der Gestapo, wie er erzählt.

Maas stand nämlich seit 1933 unter ständiger Beobachtung der Gestapo. Er wurde mehrfach verhört und verhaftet.

Mit seinem Freund, dem Berliner Pfarrer Heinrich Grüber (→Grüber), richtete Hermann Maas im Sommer 1938 das «Büro Grüber» ein. Dieses half zunächst evangelischen Glaubensgenossen jüdischer Herkunft, die nach den Richtlinien der →Nürnberger Gesetze als Juden behandelt wurden, bei der Auswanderung.

Im Zusammenhang mit der →Reichspogromnacht (der so genannten «Kristallnacht») und den Massenverhaftungen jüdischer Männer wurden im November 1938 in Heidelberg 150 Juden festgenommen und in das Konzentrationslager →Dachau verschleppt, wo sie für viele Wochen in «Schutzhaft» gehalten wurden. Maas kümmerte sich um diese Männer und stand auch ihren Familien bei. In diesem Zusammenhang beschreibt er seine Auffassung von Widerstand.

Es gelang Pfarrer Maas damals, einige der inhaftierten Männer nach ihrer Rückkehr aus den →Konzentrationslagern aus Deutschland herauszubringen. In dieser Zeit fuhr Maas auch nach England, um sich für die Unterstützung der bedrängten Juden der Hilfe der Quäker zu versichern. Eine weitere Reise führte ihn nach Genf zum Völkerbund. Er wusste, dass diese Fahrten nicht ungefährlich für ihn waren, da alles, was er unternahm, unter dem wachsamen Auge der Gestapo geschah. Dass Maas wegen dieser Reisen nicht verhaftet wurde, führte er selbst auf seine enge Verbindung zur Anglikanischen Kirche und auf seine internationalen Kontakte zurück.

1940 – Frühe Deportation der Jüdinnen und Juden aus Baden Mit Beginn des →Zweiten Weltkrieges wurden die antijüdischen Massnahmen des NS-Staates immer drastischer,

der Druck auf Hermann Maas immer stärker. Er wurde wiederholt verhaftet und verhört. Diese belastenden Erfahrungen hielten ihn aber nicht davor zurück, weiterhin Jüdinnen und Juden zu helfen.

Schon Ende Oktober 1940, ein Jahr vor dem Beginn der reichsweiten →Deportationen in den Osten, verschleppten der Gauleiter Robert Wagner und Josef Bürkel in einer so genannten Sonderaktion die gesamte jüdische Bevölkerung aus Baden, der Pfalz und einigen Orten Württembergs, etwa 7 500 Menschen, in das Lager Gurs in den Pyrenäen (Frankreich). Dies kam einer Vorstufe zum Vollzug der →«Endlösung» gleich. Hermann Maas hatte am 22. Oktober 1940 durch den

Anruf eines jüdischen Freundes aus Mannheim von der geheim gehaltenen Aktion erfahren. Nachdem seine telefonischen Appelle an den Heidelberger Oberbürgermeister nichts bewirkten, konnte er nur noch versuchen, besonders gebrechliche Personen mittels Medikamenten transportunfähig zu machen. Einen seiner Mannheimer Freunde konnte er retten, indem er ihm zur Ausreise nach Argentinien verhalf. Hermann Maas machte sich später Vorwürfe, dass er nicht selbst mit den Verfolgten mitgegangen war. Er hatte sich andererseits bewusst dafür entschieden, kein Märtyrer zu werden, um seine Kräfte ganz auf die Rettung weiterer Menschenleben zu konzentrieren.

Pfarrer Maas' Hilfe an Arie Flor: von Dachau nach Palästina Arie Flor, der 1920 in Heidelberg zur Welt kam, wurde im Novemberpogrom 1938 von der Gestapo verhaftet und in Dachau inhaftiert. Zwei Monate später wurde er dank der Hilfe von Pfarrer Maas aus Dachau entlassen, wie er erst später erfahren hat. Pfarrer Maas hatte in Heidelberg Kontakt zum Chef der Gestapo, Heinrich Müller, aufgenommen und um Arie Flors Entlassung gebeten. Dies geschah im Januar 1939 aber, wie Arie Flor berichtet, nur unter der folgenden Bedingung: «Dort [in Dachau] hat man mir ganz klipp und klar gesagt: Du wirst heute entlassen und du musst innerhalb von vier Wochen Deutschland verlassen haben. Ich war baff ... Entlassen? Vier Wochen? Ich versuche schon seit zwei Jahren ins Ausland zu kommen und es geht nicht!» Doch Arie Flor unterschrieb das Schreiben ohne Zögern. Er hoffte, dass es ihm gelingen würde, Deutschland baldmöglichst zu verlassen.

In Heidelberg half der mutige Pfarrer dem jungen Flor weiter. Gemeinsam gingen sie zum Gestapochef Heinrich Müller, den Maas daran erinnerte, dass er mit ihm über Flor bereits gesprochen habe. Er versicherte Müller, dass Flor Deutschland bei der ersten Gelegenheit verlassen werde. Müller aber verlangte, dass dies binnen vier Wochen zu geschehen habe. Energisch erwiderte Pfarrer Maas dem Gestapo-Mann, den er duzte: «Du kennst mich, ich übernehme für den Jungen die Garantie, dass er weggeht ... Der Junge kommt raus, aber das dauert länger wie vier Wochen, und du musst das ... immer wieder unter die Akten – so als Letztes – hinlegen. Aber er geht raus.»

In den nächsten Monaten versuchte Maas für Arie Flor ein Visum nach Holland, England, Brasilien sowie nach »Palästina zu organisieren. Dies war nicht leicht. Denn nur wenige Länder waren damals bereit, Jüdinnen und Juden aufzunehmen. Entsprechend klein war die Anzahl von Visa, die sie ausstellten (siehe Länderliste auf der CD-ROM). «Er [Maas] hat alles versucht», erzählte Arie Flor später. Zuletzt gelang es dem Pfarrer, Arie Flor einen Platz im Lager einer Hilfsorganisation in Urfeld (zwischen Köln und Bonn), das Jugendliche

auf die Emigration nach Palästina vorbereitete, zu verschaffen. 1940 endlich kam Arie Flor im Kibbuz Kfar Giladi in Palästina an. Ohne die Hilfe von Pfarrer Maas «wäre ich nie hingekommen, nie», betonte Arie Flor im Jahr 1994.

Arie Flor und Pfarrer Maas haben sich nach dem Krieg mehrmals in →Israel und in Deutschland getroffen. Mit Bewunderung erzählt Arie Flor, dass er Maas nie um Hilfe bitten musste; Maas habe ihm immer von sich ausgeholfen. Er half, wo er konnte, «ohne dass da irgendein Muss dahintergesteckt hätte» (Werner Keller 1997, S. 68ff.).

Paul und Martha Rosenzweig



Konzentrationslager Dachau

Paul Rosenzweig und seine Schwester Martha galten als →«nichtarische» Christen. Sie stammten aus Altheim/Pfalz und waren evangelisch getauft. Da sie jüdische Vorfahren hatten, behandelten sie die Nazis nach den Nürnberger-Gesetzen als →«Mischlinge» zweiten Grades. Im Herbst 1938 musste die zehnjährige Martha die Grundschule verlassen, weil Jüdinnen und Juden «arische» Schulen nicht mehr besuchen durften. Im November 1938 wurde Paul Rosenzweig als 19-Jähriger – so wie Arie Flor – von der Gestapo festgenommen und in Dachau inhaftiert. Seine Mutter kämpfte verzweifelt um seine Freilassung. Sie versprach der Gestapo, dass er nach seiner Entlassung Deutschland verlassen werde (Pauls Vater war bereits vor 1933 gestorben). Am 23. Februar 1939 wurde Paul entlassen. Er versuchte sofort, ein Visum für seine Familie zu bekommen – erfolglos. Verzweifelt wandte sich Paul in Heidelberg an Hermann Maas. Er hatte von Pfarrer Maas und dem Berliner «Büro Grüber» durch Bekannte gehört.

«Was kann ich für Sie tun», fragte Hermann Maas Paul Rosenzweig bei ihrer ersten Begegnung. Nachdem Paul über seine Verhaftung und Nöte berichtet hatte, erwiderte Hermann Maas: «Ihre Sorgen sind vorbei. Sie und Ihre Schwester sind jetzt unter meiner Verantwortung. Ich werde versuchen, Euch so rasch wie möglich aus Deutschland herauszubekommen.» Paul hat noch viele Jahre später erzählt, wie wunderschön dieser Moment für ihn gewesen sei. Die Last, die er trug, konnte er jetzt mit Hermann Maas teilen. Pfarrer Maas erkundigte sich auch nach der finanziellen Situation der Familie. Als er erfuhr, wie schwierig ihre Lage war, gab er Paul 15 Reichsmark.

Dank der Vermittlung von Hermann Maas konnte Martha Rosenzweig (heute: Martha Mower) mit einem →Kindertransport im März 1939 England erreichen. Im Rahmen einer humanitären Hilfe hat England in den Jahren 1938 bis 1939 mehr als 9'000 jüdische Kinder aus Deutschland und Österreich aufgenommen. Paul konnte mit Hermann Maas' Hilfe nach England in Sicherheit gebracht werden. Auch hier waren die persönlichen Kontakte, die der Heidelberger Pfarrer zu Mitarbeitern der Gestapo hatte, hilfreich. Nach der Ankunft in England schaffte es der mittlerweile 20-jährige Paul, in die britische Armee auf-

genommen zu werden. Er nahm einen neuen Namen an: Reginald Pringle. So heisst er auch heute noch.

Nach dem Krieg unterhielten Pfarrer Maas und Reginald Pringle (Paul Rosenzweig) einen umfangreichen Briefwechsel. Im Sommer 1946 trafen sie sich. Dabei bedauerte es Hermann Maas zutiefst, dass er für Frau Rosenzweig, Reginalds Mutter, nichts hatte tun können – die Rettung von Jugendlichen und Kindern war für das «Büro Grüber», das an der Organisation der Kindertransporte nach England massgeblich mitgewirkt hatte, vorrangig gewesen (Werner Keller 1997, S. 71ff.).

Verfolgung und Verhaftung von Pfarrer Maas

Nach der Verhaftung von Probst Grüber im Dezember 1940 wurde das Berliner «Büro Grüber» Anfang 1941 von der Gestapo aufgelöst. Einzelne Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter setzten die Arbeit jedoch illegal fort. Sie retteten Leben, indem sie beispielsweise falsche Papiere und Unterkünfte vermittelten.

Im März 1942 begann das «Reichministerium für die kirchlichen Angelegenheiten» mit einer Kampagne gegen Pfarrer Maas, die Mitte 1943 zu seiner erzwungenen Versetzung in den Ruhestand führte. In dieser Zeit wurde er immer wieder verhört. Die Gestapo entdeckte schliesslich ein Bündel Briefe, in denen er seinen Abscheu vor dem nationalsozialistischen Regime und der rassistischen Verfolgung der Juden zum Ausdruck gebracht hatte. 1944 wurde er in seinem 67. Lebensjahr nach Frankreich verschleppt, wo er für die Organisation Todt (→OT) Schanzarbeiten verrichten musste («Kriegseinsatz für politisch Missliebige»). Gegen Ende des Krieges gelang ihm die Flucht. Er kehrte nach Heidelberg zurück, wo er sich bis zur Befreiung durch die Amerikaner versteckt hielt.

Audiostelle 49: Hermann Maas, nach Frankreich verschleppt, überlebt.

Nach 1945

Nach dem Ende des →Zweiten Weltkrieges im Mai 1945 kehrte Hermann Maas als Pfarrer an die Heiliggeistkirche zurück. Noch ehe die Universität wieder eröffnet werden konnte, gründete er 1945 eine theologische «Notfakultät». 1947 erhielt er dafür die Ehrendoktorwürde und in der Folge auch mehrere andere wichtige Auszeichnungen.

Im Jahre 1950 war Hermann Maas der erste Deutsche, der offiziell eingeladen wurde, den 1948 gegründeten Staat →Israel zu besuchen. 1964 beschloss die israelische Gedenkstätte Yad Vashem, ihn als einen →«Gerechten unter den Völkern» auszuzeichnen (www.yad-vashem.org.il). Noch im Alter von 90 Jahren reiste er nach Israel, und bis wenige Wochen vor seinem Tod besuchte er regelmässig die Heidelberger Synagoge. Am 27. September 1970 ist Pfarrer Maas im Alter von 93 Jahren in Heidelberg gestorben. In Israel wird sein mutiges Handeln als Christ und als Mensch hoch geachtet.

Audiostelle 50: Hermann Maas und jüdische Überlebende in Israel.

Hermann Maas wollte ein Brückenbauer sein zwischen der jüdischen und christlichen Religion, zwischen Deutschland und Israel. In Heidelberg gibt es eine Hermann-Maas-Brücke, und in Rehovot, der israelischen Partnerstadt Heidelbergs, erinnert eine Hermann-Maas-Strasse an diesen streitbaren und aussergewöhnlich couragierten Mann.

Ein misslungener Rettungsversuch endet in Auschwitz: Ruth und Werner Krumme



Ruth Krumme, geborene Haas
(geb. 1911)



Werner Krumme

Im Oktober 1941, kurz vor Beginn der reichsweiten →Deportationen der jüdischen Bevölkerung «in den Osten», erliess das Reichssicherheitshauptamt einen Runderlass, der allen nichtjüdischen Deutschen, die Kontakte zu Juden aufrecht erhielten oder sie unterstützten, «Schutzhaft» und Einweisung in ein →Konzentrationslager für drei Monate androhte. Die Geschichte von Ruth und Werner Krumme zeigt, welches Risiko diejenigen eingingen, die sich nach diesem Erlass vom Oktober 1941 dazu entschlossen, Jüdinnen und Juden vor der Deportation zu bewahren. Der Versuch von Ruth und Werner Krumme, zwei jüdische Mädchen bei ihrem Fluchtversuch aus Breslau nach Frankreich zu unterstützen, scheiterte. Alle Beteiligten wurden kurz vor Abfahrt des Zuges nach Paris auf dem Breslauer Bahnhof von der →Gestapo verhaftet und ins Gefängnis eingeliefert.

Es kann heute nicht mehr festgestellt werden, wie viele Rettungsversuche aus welchen Gründen gescheitert sind. Sicher ist, dass sehr viel mehr Jüdinnen und Juden versucht haben, sich durch Untertauchen oder Flucht der Deportation zu entziehen, als es gelungene Rettungsfälle gibt. Ein Teil der Verfolgten wurde bei Razzien und Kontrollen auf Strassen, in Bahnhöfen und anderen öffentlichen Gebäuden verhaftet. Viele kamen bei den Bombardierungen der Grossstädte ums Leben. Andere wurden von nazihörigen oder übereifrigen Nachbarn und Passanten bei der Gestapo angezeigt. In solchen Fällen nahm die Gestapo oft auch ihre Helferinnen und Helfer fest und liess sie in Konzentrationslager einweisen.

In Deutschland wurde für die Beherbergung und Unterstützung von Juden zwar nicht – wie etwa in →Polen – die Todesstrafe verhängt. Es sind aber einige Fälle bekannt, bei denen die Einweisung in ein KZ tödlich endete. In anderen Fällen dagegen war die Bestrafung der Helferinnen und Helfer überraschend mild. In einem allgemeinen Klima von Rechtsunsicherheit und Angst vor einer vermeintlich allmächtigen Gestapo erschien jedoch vielen möglichen Helferinnen und Helfern die Gefahr für Leib und Leben sehr hoch. Auf jeden Fall war das Risiko schwer einschätzbar.

Der misslungene Rettungsversuch des Ehepaares Krumme endete für beide in →Auschwitz. Werner Krumme konnte als politischer Häftling im Stammlager Auschwitz überleben, während seine Frau Ruth, die jüdischer Herkunft war, in Auschwitz-Birkenau ermordet wurde.

Eine «Mischehe» in NS-Deutschland

Werner Krumme wurde 1909 in Dortmund als Sohn eines Kaufmanns geboren. Er war evangelisch, fühlte sich aber religiös nicht gebunden. In seiner Jugend gehörte er der →«Wandervogel»-Bewegung an. Nach Abschluss des Realgymnasiums in Iserlohn machte er eine kaufmännische Lehre beim Glöckner-Konzern. Anders als seine Eltern, die mit dem Nationalsozialismus sympathisierten, bezeichnete er sich als politisch linksstehend. Er trat aber nie einer politischen Partei bei. Anfang der 30er-Jahre, zur Zeit der →Weltwirtschaftskrise, die auch in Deutschland hohe Arbeitslosigkeit verursachte, verlor der junge Krumme seinen Arbeitsplatz. In dieser Zeit lernte er in Essen seine spätere Frau Ruth Haas kennen. Als sie ihm nach einer gewissen Zeit gestand, dass sie zwar evangelisch getauft, aber jüdischer Herkunft sei, erschien ihm diese Tatsache völlig unbedeutend.

Ruth hatte einige Jahre zuvor ihre Religion gewechselt und sich evangelisch taufen lassen. Dieser Übertritt schützte sie später jedoch nicht vor der Verfolgung

Audiostelle 5 1: Krumme erfährt, dass seine künftige Frau Jüdin ist.

durch die Nazis. Nach den →Nürnberger Gesetzen galt sie weiterhin als Jüdin.

1933 fand Werner Krumme eine Stelle als Reisender für eine Markenartikel-firma. Im Mai desselben Jahres heiratete das junge Paar. Zutiefst erschrocken und aufgewühlt hörten sie die Rufe «Juda verrecke!» auf den Strassen. Noch konnten sie nicht daran glauben, dass die Nazis ihre Drohungen gegen den jüdischen Teil der Bevölkerung je ernst machen könnten. Doch die Situation wurde schwieriger, die Gehässigkeiten von Vorgesetzten und Kollegen wurden immer unerträglicher. 1938 gelang es Werner Krumme, nach Breslau versetzt zu werden. In dieser Stadt war ihre →«Mischehe» weniger bekannt, was sie hoffen liess, hier unbehelligt leben zu können. Da Werner Krumme als →«Arier» galt, stuften die Nazis diese Ehe als «privilegierte Mischehe» ein. Und weil Werner sich weigerte, von seiner jüdischen Frau geschieden zu werden, war Ruth vor Vertreibung und Deportation zunächst geschützt.

Gleich zu Beginn des →Zweiten Weltkrieges, nach dem deutschen Überfall auf Polen am 1. September 1939, wurde der inzwischen 30-jährige Werner Krumme zur →Wehrmacht eingezogen. Genau ein Jahr nach seiner Einberufung wurde er jedoch aufgrund eines «Führererlasses» aus der Wehrmacht ausgeschlossen. →Hitler hatte «Arier», die mit Jüdinnen verheiratet waren, sowie →«Mischlinge» für «wehrunwürdig» erklärt. In der folgenden Zeit richtete die →Gestapo ihr Auge auf ihn. Er wurde nun immer stärker bedrängt, sich von seiner jüdischen Frau endlich scheiden zu lassen.

Ein missglückter Rettungsversuch und seine Folgen An ihrem neuen Wohnort fanden Ruth und Werner Krumme Anschluss an einen Freundeskreis aus Gegnern des Nationalsozialismus, dem auch der bekannte jüdische Rechtsanwalt Dr. Al-



Anita Lasker (1939)



Renate Lasker (1939)



Audiostelle 52: Der Rettungsversuch missglückt.

fons Lasker und seine Frau, eine begabte Geigerin, angehörten. Die Laskers hatten drei Töchter, von denen die älteste, Marianne, noch vor dem →Zweiten Weltkrieg nach England entkommen war. Als die Eltern von Anita und Renate Lasker am 8. April 1942 aufgefordert wurden, sich bei der Sammelstelle zur Deportation aus Breslau zu melden, waren die 16-jährige Anita und die jüngere Renate bereits seit einem halben Jahr als Zwangsarbeiterinnen in einer Papierfabrik eingesetzt (→Zwangsarbeit). Die beiden Schwestern hatten nicht auf der Liste gestanden, und ihr Vater lehnte es strikt ab, dass die Töchter mitkamen. Nach dem Abtransport der Eltern erhielten die Mädchen noch drei Briefe des Vaters, in denen er ihnen Mut zusprach. Danach hörten sie nie wieder etwas von ihren Eltern.

In der Papierfabrik arbeiteten auch Zivilarbeiter aus Frankreich. Anita und Renate, die beide gut französisch sprachen, gelang es, sich mit einigen der Franzosen zu verständigen. Mit der ihnen verbliebenen Schreibmaschine halfen sie mit, Papiere herzustellen, die von den Franzosen zur Flucht benutzt wurden. Als sich die beiden Schwestern zu sehr gefährdet fühlten, fassten sie den tollkühnen Plan, als Französinen mit gefälschten Papieren in den unbesetzten Teil Frankreichs zu flüchten.

Werner Krumme, der sich mit seiner Frau Ruth nach der Deportation der Eltern Lasker um die Töchter gekümmert hatte, half beim Präparieren der Papiere. Dies geschah zum Teil in seiner Wohnung. Die letzte Nacht und den Tag vor der Abfahrt, es war Mitte September 1942, verbrachten Anita und Renate in der Wohnung der Krummes, welche die als «Französinen» elegant zurecht gemachten Mädchen am Abend zum Bahnhof begleiteten. Doch der Fluchtplan war offenbar denunziert worden. Die Gestapo wartete bereits auf dem Bahnsteig und verhaftete das Ehepaar und die beiden Mädchen.

Die Gestapo lieferte alle vier Festgenommenen zunächst in das Breslauer Gefängnis ein. Anita und Renate wurden vor dem Sondergericht Breslau wegen «Urkundenfälschung», «Feindbegünstigung» und «Fluchtversuchs» angeklagt und zu mehrjährigen Zuchthausstrafen verurteilt. Damit hatten die beiden Mädchen zunächst Glück im Unglück: Der Prozess verzögerte ihre Deportation nach Auschwitz, die ihnen in jedem Fall drohte. Sie wurden einige Monate später getrennt nach Auschwitz-Birkenau verschleppt.

Im Dezember 1942 konnte Werner Krumme im Breslauer Gefängnis zum letzten Mal mit seiner Frau sprechen. Das Verfahren gegen ihn und Ruth wurde ohne Urteil eingestellt. Ende Januar 1943 wurden die beiden Eheleute nach Auschwitz deportiert.

Auschwitz: Häftlingsnummer 99166



Audiostelle 53: Überleben in der mörderischen Zugangsquarantäne von Auschwitz.



Audiostelle 54: Ermordung der Ehefrau.



Werner Krumme als Häftling in Auschwitz (1943)



Audiostelle 55: Werner Krumme wird Funktionshäftling beim so genannten «Arbeitsdienst».



Audiostelle 56: Beim Arbeitsdienst kann Krumme vielen Leidensgenossen helfen.

Audiostelle 57: Krumme hilft, indem er Listennummern fälscht.

Audiostelle 58: «Ich hab' es einfach getan, und es ging gut.»

Nach der Ankunft in Auschwitz wurde Krumme zunächst in die «Zugangsquarantäne» eingeliefert. Diese ersten Wochen waren für ihn als KZ-Häftling die schwerste Zeit.

Werner Krumme wusste auf der Fahrt nach Auschwitz nicht, dass sich seine Frau, mit der er nun seit zehn Jahren verheiratet war, im gleichen Transport befand. Erst im Mai 1943 erfuhr er, dass sie bald nach ihrer Ankunft in Auschwitz-Birkenau in der Gaskammer ermordet worden war. →SS-Untersturmführer Grabner, Leiter der Politischen Abteilung im KZ Auschwitz, befahl Krumme zu sich und erklärte in sachlichem Ton: «Ich mache Ihnen die Mitteilung, dass Ihre Ehefrau Ruth Sara geborene Haas am 25. Februar 1943 in Auschwitz gestorben ist.» Dann fügte er hinzu: «Seien Sie froh, dass Sie das Judenschwein los sind.»

Nach der qualvollen Quarantänezeit wurde Werner Krumme als politischer Häftling in das Stammlager Auschwitz eingewiesen. Er bekam die Häftlingsnummer 99166. Kurz danach teilte man ihn dem «Arbeitsdienst» zu. Indem er damit eine so genannte Funktionsstelle erhielt, wurde er Teil des von der →SS errichteten Systems der Funktionshäftlinge. Um die Kosten für die Bewachung der Häftlinge so gering wie möglich zu halten, delegierte die Lager-SS einen Teil der Wach-, Kontroll- und Verwaltungsaufgaben an ausgewählte Gefangene. Sie bildeten die unterste Ebene des KZ-Bewachungssystems. Jeder von ihnen unterstand einem SS-Angehörigen, gleichzeitig waren sie dem Lagerältesten verantwortlich. Sie arbeiteten in fast allen Bereichen des Lagers. Man konnte sie an ihren Armbinden erkennen. Ihre Stellung verschaffte ihnen gegenüber den gewöhnlichen Häftlingen eine gewisse Machtposition. Sie galten als «Lagerprominenz». Im Allgemeinen standen die Funktionshäftlinge zwischen zwei Polen: Kollaboration mit der SS auf der einen Seite und Widerstand gegen die Lager-SS und Solidarität mit den Häftlingen auf der anderen. Da es nur wenige «reichsdeutsche» politische Gefangene mit der Qualifikation von Krumme gab, war es nicht besonders erstaunlich, dass man ihn zum Funktionshäftling machte.

In der folgenden Zeit nutzte Krumme seine Position beim Arbeitseinsatz, um besonders jüdische Häftlinge in vielfacher Weise zu unterstützen. Dies tat er aus menschlichem Mitgefühl, aber auch aus Verpflichtung gegenüber seiner ermordeten jüdischen Frau.

Krumme ist es auch gelungen, mehrere «Mischlinge», die mit dem Judenstern ins Lager gekommen waren, ohne Stern in bessere Arbeitskommandos unterzubringen. Dies gelang ihm zum Beispiel mit Friedl, einem jungen Mann von etwa 26 Jahren.

Friedl überlebte Auschwitz und den Todesmarsch nach der Evakuierung des Lagers. Er blieb nach dem Krieg mit Werner Krumme in Verbindung.

Hilfe für Anita und Renate Lasker

Mithilfe seiner Kontakte zu Funktionshäftlingen in der Politischen Abteilung konnte Krumme eines Tages in Erfahrung bringen, dass auch die Lasker-Mädchen nach Auschwitz deportiert worden waren. Beide befanden sich im Frauenlager von Auschwitz-Birkenau. Renate war als Dolmetscherin eingesetzt, und Anita, die Cello spielen konnte, wurde dem →Frauenorchester in Auschwitz-Birkenau zugeteilt, wo sie zusammen mit anderen Häftlingen nach Massgabe der SS zu musizieren hatte. Die Häftlinge spielten buchstäblich um ihr Leben.

Eines Tages hatte Krumme die Möglichkeit, durch einen deutschen Häftling einen Brief ins Frauenlager zu schmuggeln und mit Anita Lasker Kontakt aufzunehmen. Als Anita einmal ihr Cello reparieren lassen musste, gelangte sie ins Stammlager. Im Häftlingskrankenbau kam es zu einer Begegnung mit Krumme. Während Anita auf das Cello wartete, konnte er in aller Eile einige nützliche Dinge «organisieren», die sie im Gehäuse ihres Instruments versteckte.

Anita und Renate Lasker haben Auschwitz und →Bergen-Belsen, wo sie im April 1945 befreit wurden, überlebt. Anita Lasker wurde nach dem Krieg als Cellistin Mitglied des Londoner Symphonie-Orchesters. Über ihre Erfahrungen im Frauenorchester Auschwitz schrieb sie später ein Buch.

Wieder «wehrwürdig»

Nach der Ermordung seiner jüdischen Frau in Auschwitz betrachteten die Nazis Werner Krumme wieder als «wehrwürdig». Am 7. Juli 1944 aus dem KZ Auschwitz entlassen, erhielt er zusammen mit dem Entlassungsschein eine Einberufung zu den Panzergrenadieren in Görlitz. Krumme kehrte zunächst nach Breslau in seine alte Wohnung zurück. In seinen Erinnerungen heisst es: «In unserem Wohnzimmer kam das Gefühl des Alleinseins mit aller Gewalt über mich. Mit jedem Gegenstand wurde ich an Ruth erinnert, die eines so grausamen Todes sterben musste.»

Krumme fasste den Entschluss, sich beim Wehrbezirkskommando in Breslau zunächst um Urlaub zu bemühen. Er hatte Glück. Der Leiter, der im Krieg

selbst ein Bein verloren hatte, zeigte Verständnis für den soeben aus Auschwitz Entlassenen und beurlaubte ihn für drei Wochen. Werner Krumme schaffte es danach, bis Kriegsende nicht mehr an der Front eingesetzt zu werden.

»
Audiostelle 59: «Als wieder ‚wehrwürdig‘ sollte ich für die Mörder meiner Frau in den Kampf ziehen.»

Nach dem Krieg

Nach dem Krieg zog Werner Krumme nach München, wo er sich mit seiner zweiten Frau niederliess. Das Paar hatte zwei Töchter. Die jüngere Tochter Daniela wurde Ärztin und widmet ihre Arbeit vor allem der Betreuung von Holocaust-Überlebenden. Im Januar 1966 ehrte →Yad Vashem Werner Krumme als →«Gerechten unter den Völkern» (www.yad-vashem.org.il). Im gleichen Jahr erhielt er auch das →Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Krumme war jahre-

lang Vorsitzender der »Arbeitsgemeinschaft Bayerischer Verfolgtenorganisationen und fungierte als Leitungsmitglied des →Internationalen Auschwitzkomitees. In diesem Rahmen engagierte er sich in den 60er-Jahren auch gegen die →NPD (Nationaldemokratische Partei Deutschlands).

Fluchthilfe in die Schweiz: Der Retter und das NS-Opfer Heiner Wollheim



Heiner Wollheim (1892-1974)

Die Schweiz, die während des →Zweiten Weltkrieges neutral und unbesetzt blieb, war ein möglicher Fluchtort für Jüdinnen und Juden. Doch der Weg dorthin war schwierig. Ausreisen aus Deutschland wurden einerseits von den deutschen Behörden streng kontrolliert. Einreisen in die Schweiz waren andererseits wegen der «Angst vor jüdischer Überschwemmung», die in der Schweiz weit verbreitet war, sehr erschwert. In diesem Kapitel findet sich Material über den deutschen Musiker Wollheim, der Jüdinnen und Juden rettete, indem er ihnen half, in die Schweiz zu entkommen. So überlebten Ruth Cohn und Martin Picard die Nazizeit dank seiner Hilfe. Wollheim selbst wurde 1943 wegen seiner Rettungsaktionen bei der →Gestapo denunziert und daraufhin zwei Jahre lang im Konzentrationslager »Dachau inhaftiert.

Auf der CD-ROM sind in einem Überblick Schweizerinnen und Schweizer aufgeführt, die Jüdinnen und Juden während der Nazizeit halfen und als →«Gerechte unter den Völkern» anerkannt wurden (u. a. Paul Grüninger [→Grüninger] und Carl Lutz (→Lutz)). Wichtig für eine erfolgreiche Flucht in die Schweiz war oft die Mithilfe von Schweizerinnen und Schweizern.

Ein unpolitischer Musiker

Heiner Wollheim wurde 1892 im süddeutschen Singen geboren. Er verlor seinen Vater, der Arzt war, schon im Alter von sechs Jahren. Seine Mutter blieb mit den fünf Kindern allein. Sie wünschte sich, dass ihr Sohn einen «praktischen Beruf» erlerne. Doch Heiner, ein ruhiges und bescheidenes Kind, wollte unbedingt Musiker werden. Er studierte Musik in Hamburg und Berlin. In den Zwanzigerjahren spielte er als Bratschist im Orchester der Berliner Staatsoper, danach im Philharmonischen Orchester Berlin, das damals vom berühmten Dirigenten Wilhelm Furtwängler (→Furtwängler) geleitet wurde.

Audiostelle 60: Heiner Wollheim will Musiker werden.

Beginn der Nazizeit

Schon bevor die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, beobachtete Heiner Wollheim die Aufmärsche der →SA mit grosser Besorgnis. Das nationalsozialistische Gedankengut war ihm zuwider.

Audiostelle 61: Hitlers fanatische Radioreden wirken abstoßend.

1938 wurde Heiner Wollheim aus politischen Gründen und aufgrund der →Nürnberger Gesetze aus dem philharmonischen Orchester entlassen, aus der Reichsmusikkammer ausgeschlossen und zwangspensioniert. Wollheims Vater war jüdischer Herkunft. Als 23-jähriger Student hatte er sich evangelisch taufen lassen. Seine Frau gehörte der altkatholischen Kirche an. Die Eltern erzogen ihre Kinder im christlichen Glauben. So fühlte und verstand sich Heiner Wollheim als christlicher Deutscher. Gemeinsam mit seinem Zwillingbruder

Peter war er im →Ersten Weltkrieg Soldat gewesen. Doch für die Nazis galt Heiner Wollheim als →«Mischling». Nach der Entlassung zogen Heiner Wollheim und seine Frau Elsa, die er 1923 geheiratet hatte, nach Konstanz. Er lebte dort als pensionierter Musiker.

Hilfe um jeden Preis

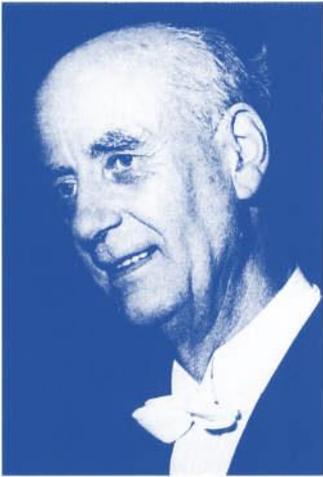
In Konstanz (bei Kattenhorn, siehe Karte auf der CD-ROM) wird Wollheims Wunsch, gefährdeten Jüdinnen und Juden zu helfen, zu seinem wichtigsten Lebensinhalt: «Ich habe mir zum Ziel gemacht, diesen Menschen zu helfen, obwohl ich wusste, wie gefährlich es für mich wurde», sagte er. Denn wegen der jüdischen Herkunft seines Vaters war seine Tätigkeit, falls sie aufgedeckt würde, besonders riskant. Das Ehepaar Wollheim hatte keine Kinder und widmete sich ganz der Sache der Judenrettung.

Gemeinsam mit seiner Frau Elsa und den Freunden Walter Kaesbach und Paula Hess aus dem Bodenseegebiet organisierte Heiner Wollheim von Konstanz aus die Rettung vieler jüdischer Flüchtlinge über den südwestlichsten Teil des Bodensees, den Untersee. Im Januar des strengen Winters 1942, in dem der Untersee vollständig zufror, brachten sie gefährdete Jüdinnen und Juden über den See in die Schweiz. Elsa nähte für ihren Mann und die Flüchtlinge weisse Winterkleidung, die sie «Schneekleidung» nannten. Damit fielen sie im Schnee weniger auf. Im Sommer wurden die Flüchtlinge in Kähnen bis zum Schweizer Ufer gerudert. Paula Hess berichtet dazu, dass sie während einzelner Rettungsaktionen auch Strandfeste mit Künstlern veranstaltete, deren Treiben und Lärm die Aufmerksamkeit der Grenzwatchen von den Kähnen ablenken sollten (Wilige 1996). Heiner Wollheim waren ausserdem Schleichwege zur Grenze sowie einige Schweizer Zöllner bekannt, von denen man annehmen durfte, dass sie Flüchtlinge nicht über die Grenze zurückschickten.

Das Paar Wollheim versuchte, seine Hilfsaktionen möglichst geheim zu halten. Doch 1943 denunzierte eine Wirtstochter aus Öhningen (siehe Karte auf der CD-ROM) Heiner Wollheim bei der Gestapo. Wollheim wurde daraufhin am 16.07.1943 im KZ Dachau inhaftiert.

Überleben im KZ – dank dem Dirigenten Furtwängler

Im KZ Dachau wurde Heiner Wollheim als «Schutzhaft-Deutscher» bzw. als politischer Häftling mit der Gefangenenummer 496888 inhaftiert. Als «Mischling» war er aber doppelt gefährdet, wie er später berichtete. Er wurde einer Abteilung zugeteilt, die medizinische Versuche an Menschen durchführte. Zum Glück war der dortige Arzt ein Bekannter Wollheims aus der Berliner Zeit, der ihn als ungeeignet für die Versuche erklärte. Auf die Frage des Arztes: «Mensch, Heiner, wie kommst du denn hierher?» entgegnete Heiner: «Und du, wie kommst du hierher?». Die zweite Gefahr, die



Der Dirigent und Komponist
Wilhelm Furtwängler

Wollheim aufgrund seiner jüdischen Herkunft drohte, war die →Deportation in den Osten. Was Wollheim im KZ zuletzt zwei Jahre lang (1943-1945) schützte, war der Einsatz des berühmten Dirigenten Wilhelm Furtwängler. Dieser teilte der Gestapo mit, dass Wollheim für ihn ganz und gar unentbehrlich sei. Denn Wollheim gehöre zu den wenigen Menschen, die seine schwer lesbaren Manuskripte und Partituren entziffern und korrigieren können. Furtwängler setzte es durch, dass Wollheim für ihn auch im KZ Notenschriften kopieren und bearbeiten konnte. Er schickte Wollheim Noten ins KZ Dachau. Wollheim konnte dort in einem Arbeitszimmer die lebensrettenden Arbeiten, die ihn vor der Deportation schützten, ausführen.

Im April 1945 wurde Wollheim zusammen mit den anderen Überlebenden des Konzentrationslagers Dachau von den Amerikanern befreit.

Die Rettung von Martin Picard

Zu den von Heiner Wollheim Geretteten gehört der Chemieprofessor Martin Picard. Anfang 1942 besuchte Wollheim seinen langjährigen Freund Picard in Berlin, um ihm zur Flucht in die Schweiz zu verhelfen. Beide Männer kannten sich seit der Zeit, da Wollheim noch Mitglied der Berliner Philharmonie war. Picard, 1880 in Wangen bei Konstanz geboren, war damals 62 Jahre alt. Er hatte bittere Erfahrungen machen müssen: Aufgrund der →Nürnberger Gesetze (1935) war er entlassen und 1938 in das Konzentrationslager Dachau deportiert worden. Nach seiner Entlassung litt er unter schweren Ängsten und Nervenleiden. Es drohte ausserdem die Gefahr, erneut verhaftet und deportiert zu werden. Heiner Wollheim forderte Picard auf, nach Öhningen (siehe Karte auf der CD-ROM), dem Ausgangspunkt der Flucht in die Schweiz, zu kommen. Doch der erste Fluchtversuch scheiterte, wie Wollheim erzählt.



Audiostelle 62: Picards erster Fluchtversuch in die Schweiz misslingt, der zweite gelingt.

Den Akten der Fremdenpolizei des Kantons Thurgau (Schweiz) kann man entnehmen, was nach dem erfolgreichen zweiten Fluchtversuch passierte: Martin Picard wurde «wegen unerlaubtem Grenzübertritt» in der Nacht vom 23./24. Januar 1942 vom Grenzwachposten Mammern (Schweiz, siehe Karte auf der CD-ROM) aufgegriffen und ins Bezirksgefängnis Steckborn eingeliefert. Der Leiter der zuständigen Polizeisektion der Schweizer Armee fand, dass für seine Flucht aus Deutschland «in diesem Fall keine besonderen Gründe vorliegen, die die Flucht rechtfertigen» (siehe das abgebildete Schreiben vom 29.1.1942 auf der CD-ROM). Gegen eine Kautions seines Bruders Oskar, der bereits in der Schweiz wohnte, wurde Martin Picard Anfang Februar 1942 aus der Haft entlassen. Für eine begrenzte Zeit durfte er danach als Immigrant in der Schweiz bleiben.

Schwer krank und weiterhin unter dem Gefühl leidend, verfolgt zu sein, wurde Picard von seinen Verwandten und von jüdischen Organisationen in der Schweiz unterstützt. Doch er starb am 20. Mai 1945, drei Wochen nach dem Kriegsende, an den Folgen seiner körperlichen und seelischen Leiden.

Rettung von Ruth Cohn



Die Gerettete Ruth Cohn

Die Lehrerin Ruth Cohn überlebte dank der Rettungsaktion Wollheims vom 20. Februar 1943. Sie war 1910 in Berlin als Protestantin geboren worden. Den jüdischen Namen Cohn erhielt sie, als ihre Mutter einen jüdischen Mann heiratete. Obwohl dieser nicht der Vater von Ruth war, galt Ruth Cohn für die Nazis als Jüdin. 1942 lief sie Gefahr, deportiert zu werden. Um nicht von der Gestapo verhaftet zu werden, hielt sie sich im Untergrund versteckt.

Über ihre Rettung durch Heiner Wollheim berichtete Ruth Cohn im März 1943: «Während des Aufenthaltes in Kattenhorn hatte mich Herr Wollheim in Kattenhorn über die Grenzverhältnisse orientiert und mir die Stelle gezeigt, wo ein Grenzübertritt nach der Schweiz am ehesten möglich ist. Dieser Wollheim hat den Grenzbeamten ein wenig beiseite gelockt, damit ich unbemerkt über die Grenze komme. Herr Wollheim hat mir vor dem Grenzübertritt auch gesagt, dass ich mich in Stein am Rhein an einen Dr. Wolf ... wenden könne ... Mein Grenzübertritt erfolgte also am 20. Februar 1943 ca. 20 Uhr bei Oehningen» (Ruth Cohn. Dossier-Nr. 08789. Schweizerisches Bundesarchiv).

Doch nach ihrem Grenzübertritt wird Ruth Cohn in der Schweiz wegen illegaler Einreise verhaftet. Sie hat ihre Festnahme im Protokoll der Untersuchungsbehörden wie folgt beschrieben: «Unmittelbar nach dem Grenzübertritt wurde ich von einem Herrn, welcher in Begleitung einer Dame war, angehalten. Dieser wies sich mir gegenüber als Beamter aus. Dieser Herr verbrachte mich nach dem Zollamt, wo ein Protokoll aufgenommen wurde. Beim Zollamt wurde ich polizeilich abgeholt und nach Schaffhausen verbracht. Ich bin in die Schweiz gekommen, um einer Deportation in den Osten zu entgehen.»

Nach langwierigen Untersuchungen wurde Ruth Cohn schliesslich als staatenloser Flüchtling anerkannt. 1944 erhielt sie eine Studienbewilligung an der Universität Zürich, wo sie ihr Philologiestudium abschliessen konnte. Danach musste sie die Schweiz, die als «Transitland» Flüchtlinge damals höchstens vorübergehend aufnahm, verlassen. Sie kehrte nach Deutschland zurück.

Heiner und Elsa Wollheim retteten weitere, teils bis heute namentlich unbekannte Jüdinnen und Juden. Unter ihnen befand sich auch eine Jüdin aus Kattenhorn, deren Namen er leider nicht erwähnte.

Nach 1945 lebten Elsa und Heiner Wollheim in Konstanz, wo Heiner sich wieder der Musik widmete. Beide vermieden es, mit anderen Men-



Audiostelle 63: Rettung einer Jüdin aus Kattenhorn.

Nach dem Krieg



Elsa Wollheim

schen über ihre Rettungsaktionen zu sprechen. Auch ihre direkten Verwandten wussten nur wenig darüber, wie Dietrich Wollheim, der Neffe Heiner Wollheims, berichtet. Sie lebten bescheiden und waren, was die Vergangenheit betraf, eher schweigsam. Sie wurden für ihre Rettungsaktionen nie geehrt.

In Elsa und Heiner Wollheim erkennen wir das Beispiel eines Paares, das gemeinsam – in gegenseitiger Unterstützung und mit viel Mut – Jüdinnen und Juden half. Wenn wir hier die Geschichte Heiner Wollheims in den Vordergrund stellen, so hängt dies allein damit zusammen, dass er mit seiner Inhaftierung im Konzentrationslager → Dachau für seine Rettungsaktionen einen hohen Preis bezahlen musste. Er konnte seiner Frau die Inhaftierung ersparen, indem er die Gestapo davon überzeugte, dass er den verfolgten Jüdinnen und Juden im Alleingang geholfen habe. Nach der Befreiung ging Wollheim noch einmal zu der Frau, die ihn angezeigt hatte, einer Wirtstochter aus Öhningen. Er fand die Gastwirtschaft und öffnete die Tür. Die Frau stand hinter der Theke und sagte: «Och Herr Wollheim.» Heiner Wollheim rief «Pfui!», drehte sich um und schloss die Tür. Das war seine ganze Rache (Willige 1996, S. 84). Elsa Wollheim starb 1971, Heiner Wollheim drei Jahre später.

Exkurs: Die Schweiz als Rettungsort

Die Flüchtlingspolitik der Schweiz zur Zeit des Nationalsozialismus wurde in den letzten Jahren im Rahmen der historischen Debatte um die «Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg» erneut sehr kontrovers diskutiert. Der Bundesrat beauftragte in den Jahren 1997-2002 die nach ihrem Vorsitzenden Bergier-Kommission (www.uek.ch) genannte «Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg» damit, diese Fragen gründlich zu erforschen.

Gemäss einem Bericht der Bergier-Kommission hat die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs ca. 21'000 jüdische, insgesamt über 51'000 Zivilflüchtlinge aufgenommen (UEK Flüchtlingsbericht 2001). Vor allem in den Jahren 1938-1944 entschlossen sich die Schweizer Behörden andererseits zur massierten Zurückweisung jüdischer Flüchtlinge. Für die gesamte Kriegszeit sind über 24'000 Rückweisungen an der Grenze schriftlich nachgewiesen. Was dies für viele Tausende jüdischer Flüchtlinge bedeutete, belegt beispielhaft die Geschichte der → Familie Sonabend, die 1942 aus der Schweiz abgeschoben wurde. Die Eltern sind in Auschwitz umgekommen. Die zwei Kinder der Familie konnten im Versteck in Frankreich überleben. Die Schweiz fühlte sich zwar ausser ihrer Neutralität auch ihrer Tradition einer humanen Asylpolitik verpflichtet. Sie glaubte sich aber speziell während der 'Weltwirtschaftskrise der Dreissigerjahre der so genannten Überfremdung durch Ausländer, insbesondere der «Verjudung» durch «artfremde Ostjuden», erwehren zu müssen. So schrieb der Chef

der Eidgenössischen Fremdenpolizei, Heinrich Rothmund, dem schweizerischen Gesandten in Den Haag im Januar 1939: «Wir haben nicht 30 Jahre lang gegen die Verjudung der Schweiz gekämpft, um uns jetzt die Emigranten aufzwingen zu lassen» (Gast 2001, S. 213).

Der →Anschluss Österreichs (März 1938) ans Deutsche Reich konfrontierte die Schweiz mit einer Welle jüdischer Flüchtlinge. Die Schweizer Behörden reagierten rasch. Der Fremdenpolizeichef Rothmund drohte den Deutschen damit, die Visumpflicht wieder einzuführen, wenn Schweizer Beamte an der Grenze Österreicher oder Deutsche, welche die Schweiz nur vorübergehend besuchen wollten, nicht von «nichtarischen» (jüdischen) Flüchtlingen unterscheiden könnten. Als Ergebnis langwieriger Verhandlungen erklärten sich die Deutschen auf Drängen der Schweizer im September 1938 dazu bereit, in die Pässe der gemäss Nürnberger Gesetzen als jüdisch geltenden Deutschen ein grosses rotes «J» zu stempeln. Die Schweiz konnte dank diesem →«J»-Stempel, den Bundesrätin Ruth Dreyfuss mit Recht eine «antisemitische Ungeheuerlichkeit» genannt hat, die Einreise von Juden stoppen, während andere Deutsche und Österreicher weiterhin auch ohne Visum als Touristen oder Geschäftsleute in die Schweiz einreisen durften. Für die Schweiz waren die jüdischen Menschen von nun an definitiv nicht mehr politische Flüchtlinge (mit Asylrecht), sondern rassistisch Verfolgte, die kein Recht auf Asyl hatten (Guttmann 1995, Gast 2001). Für alle nicht politischen Flüchtlinge galt in der Schweiz das Transitprinzip. Danach war die Schweiz anders als etwa die USA oder Kanada kein Einwanderungsland, in dem Flüchtlinge eine neue Existenz gründen konnten. Die Aufnahme in der Schweiz war nur für die Zeit der Verfolgung möglich. Danach mussten Verfolgte das Land wieder verlassen (vgl. die Geschichte von Ruth Cohn).

Schweizer Retterinnen und Retter

Unter den rund 15'000 von Yad Vashem anerkannten →«Gerechten unter den Völkern» sind 38 Schweizerinnen und Schweizer (siehe Liste der →Schweizer «Gerechten der Völker», Stand: Februar 2002). Wenn man bedenkt, dass die Schweiz im →Zweiten Weltkrieg nicht besetzt war, ist dies eine recht grosse Zahl. Einzelne Schweizer retteten Juden, indem sie ihnen zur Flucht in die Schweiz verhelfen (so etwa der St. Galier Polizeihauptmann Paul Grüninger (→Grüninger), www.paul-grueninger.ch). Andere Schweizer halfen Juden in anderen Ländern. Am bedeutendsten waren die Rettungsaktionen von Carl Lutz (→Lutz). Er stellte als Schweizer Konsul in Ungarn rund 62'000 jüdischen Menschen in Budapest Schutzbriefe aus und rettete sie vor der Deportation in die nationalsozialistischen Vernichtungslager, die noch im Jahre 1944, als →Hitlers Krieg verloren war, voll funktionierten.

Das Moraldilemma eines Judenretters: Konrad Merget



Schattenbild eines Mannes

Viele derer, die gewillt waren, verfolgten Jüdinnen und Juden beizustehen, sahen sich vor ein schwieriges Dilemma gestellt: Sie wollten einerseits Verfolgten helfen, zugleich aber ihre Familienangehörigen und sich selber nicht gefährden. Das Beispiel von Konrad Merget verdeutlicht diesen Konflikt besonders eindrucksvoll.

Konrad Merget gehört zu jenen Helfern, die Juden in den von NS-Deutschland während des Krieges besetzten Gebieten halfen. Als Bediensteter der Deutschen →Reichsbahn war Konrad Merget im «Distrikt Galizien» des →Generalgouvernements Polen beim Bahnschutz eingesetzt. Ob er sich darüber im Klaren war, dass diese Reichsbahn die jüdischen Menschen aus ganz Europa in den Tod transportierte, ist schwer zu beantworten.

Lange schenkte man der Reichsbahn, einer der grössten Organisationen des Dritten Reiches, keine Beachtung. Raoul Hilberg hat in seiner Studie «Sonderzüge nach Auschwitz», die die Funktion der Reichsbahn im Vernichtungsprozess der europäischen Juden untersucht, festgestellt, dass auch Menschen, «die als politisch harmlos oder ideologisch stumpf gelten, doch drastisch wirken können». Bei der Mehrheit der Reichsbahnbediensteten handelte es sich um Leute, die eigentlich über keinen Entscheidungsspielraum verfügten. Und doch ergaben sich offenbar Situationen, die Einzelne vor sehr spezielle Entscheidungen stellten, wie das Beispiel des Eisenbahners Konrad Merget zeigt.

Konrad Mergets Hilfeleistung ist bisher nirgendwo dokumentiert worden, sodass keine weiteren Quellen und Dokumente herangezogen werden können. Lediglich durch das Interview mit dem Retterforscher Manfred Wolfson (1967), dem er auch einen Brief «seiner Geretteten» vorlegte, wissen wir von seiner mutigen Entscheidung.

Biografische Angaben zu Konrad Merget Konrad Merget wurde 1898 als Sohn eines Zimmermeisters in Neunkirchen bei Miltenberg am Main geboren. Im Alter von drei Jahren verlor er seine Mutter, sein Vater starb 1916. Nach dem frühen Tod der Mutter wurde Konrad in die bäuerliche Grossfamilie seines Grossvaters aufgenommen, wo er – wie er erzählte – sich geborgen fühlte und eine gute Erziehung bekam. Konrad Merget wuchs katholisch auf und blieb auch später gläubiger Katholik. Er besuchte in Neunkirchen die Volksschule. Nach dem Schulabschluss bildete ihn die Deutsche Reichsbahn aus. Danach arbeitete er bei der Bahnpolizei der Reichsbahn. Während des →Ersten Weltkrieges meldete er sich als Freiwilliger an die Front.

Auch seine Frau, mit der er mehrere Kinder hatte, kam aus einer Eisenbahnerfamilie. Die Familie wohnte in den 20er- und 30er-Jahren in einem kleinbürgerlich-katholischen Milieu in München. Politisch war der Familienvater Merget kaum interessiert. Konrad Merget erinnert sich allerdings, dass er bereits 1933, als die →NSDAP an die Macht kam, seiner Frau gegenüber geäußert habe: «In zehn Jahren haben wir den grössten Krieg, den wir je erlebt haben.» Wenig später machte er am eigenen Leib eine sehr unangenehme Erfahrung mit dem neuen System. Zum 1. Mai 1933 wurde er vom Bahnschutz nach Ingolstadt abkommandiert. Da »Hitler die Absicht hatte, die Stadt zu besuchen, sollte er dort eine Brücke bewachen. Als Mergets sechsjährige Tochter vom Vater ihrer Freundin gefragt wurde, ob ihr Vater auch bei der →SA oder →SS sei, antwortete sie kindlich naiv und fantasievoll: Ihr Vater sei bei der Bahnpolizei und werde am 1. Mai auf Hitler schießen. Dies blieb natürlich nicht ohne Folgen. Zwei Tage später führte die Polizei bei der Familie Merget eine Hausdurchsuchung durch. Zwar konnte das Missverständnis aufgeklärt werden. Es war aber Konrad Merget nun klar, dass er sich künftig möglichst unauffällig verhalten sollte.

Als Eisenbahner von München nach Podwoleczyska Während des »Zweiten Weltkrieges wurde Merget von der Bahnpolizei «abkommandiert», wie er sich ausdrückt, und schliesslich als Eisenbahner in dem Ort Podwoleczyska eingesetzt. Wo liegt dieser Ort und wer lebte dort? Podwoleczyska gehörte zwischen den beiden Weltkriegen zum Regierungsbezirk Tarnopol in Ostgalizien und damit zu Polen. Es lag in der Nähe der Grenze zur ukrainischen Sowjetrepublik und war Zollstation. 1921 hatte der Ort 2'275 jüdische Einwohner, das waren 62 Prozent der gesamten Einwohnerschaft. Die wirtschaftliche Situation des Ortes, einst ein wichtiges Getreide- und Mühlenzentrum, war sehr schwierig geworden, nachdem es durch die Grenze zur Sowjetunion von seinen früheren Märkten abgeschnitten worden war. Hinzu kam, dass die Behörden des wieder entstandenen polnischen Staates in erster Linie nichtjüdische Polen unterstützten und die jüdische Bevölkerung benachteiligten.

Kurz nach dem deutschen Überfall auf →Polen und dem dadurch ausgelösten Zweiten Weltkrieg marschierte am 17. September 1939 die Rote Armee in die ostpolnischen Gebiete ein. Ostgalizien wurde der Sowjetrepublik →Ukraine angeschlossen. Diese sowjetische Invasion in Ostpolen entsprach dem geheimen Zusatzprotokoll des Hitler-Stalin-Pakts vom 23. August 1939. Nach dem deutschen →Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 wurde das frühere Ostgalizien als so genannter Distrikt Galizien Teil des Generalgouvernements Polen. In diesem Distrikt wurden unter dem deutschen Besatzungsregime in den folgenden Jahren mehr als 500'000 Jüdinnen und Juden ermordet.

Deutsche Truppen nahmen das Städtchen Podwoloczyska Anfang Juli 1941 ein. Die jüdischen Einwohner wurden zur →Zwangsarbeit eingezogen und 70 von ihnen auf der Stelle ermordet. Nachdem sich in diesem Gebiet schon unter der sowjetischen Besatzung die nationalen Konflikte zugespitzt hatten, kam es nach dem Einmarsch der Deutschen auch zu feindseligen Angriffen von Teilen der ukrainischen auf die jüdische Bevölkerung.



Deportation

Im Herbst 1941 errichteten die deutschen Besatzer in Podwoloczyska ein Aussenlager des Zwangsarbeitslagers Kamionka, wo die arbeitsfähigen Juden zusammengezogen wurden. Viele von ihnen starben nach wenigen Monaten an Hunger und Entkräftung. Ein Teil der Lagerinsassen wurde im September 1942 nach Zbaraz und Kamionka «umgesiedelt». Das Zwangsarbeitslager in Podwoloczyska wurde am 29. Juni 1943 aufgelöst. Diejenigen, die in Kamionka Zwangsarbeit verrichten mussten, wurden später ermordet.

Das Moraldilemma von Konrad Merget

Wann Konrad Merget in Podwoloczyska eintraf und wie sein Leben dort aussah, ist nicht genau bekannt. Wir erfahren nur, dass er mit anderen Eisenbahnern in der Nähe der Ortskommandantur untergebracht war und dass jüdische Zwangsarbeiter aus der Stadt dort Arbeiten zu verrichten hatten. Während seines Aufenthalts wurde er Zeuge der ersten «Judenaktion», bei der alte Leute, Frauen und Kinder erschossen wurden. Arbeitsfähige Männer blieben vorläufig verschont. Dies geschah nach seiner Erinnerung «im Hochsommer 1942».

Drei jüdische Zwangsarbeiter, die zu einem Arbeitskommando am Bahnhof gehörten, hatte Konrad Merget besonders ins Herz geschlossen. Sie waren ihm sympathisch und sie leisteten gute Arbeit. Es handelte sich um die Brüder Cylinski. Konrad Merget erinnert sich genau an ihr damaliges Alter und an ihre Berufe: Sie waren 24, 21 und 18 Jahre alt und von Beruf Frisör, Schneider und Schuster.

Seine besondere Beziehung zu den drei Brüdern sollte ihn vor eine schwierige Entscheidung stellen. Der Älteste von ihnen kam eines Tages mit den Worten zu ihm: «Herr Merget, das nächste Mal kommen wir dran.» Es war kurz vor den →Deportationen im September 1942 von Podwoloczyska nach Kamionka. Die jungen Leute baten Konrad Merget um Hilfe bei der Flucht aus dem Lager. Konrad Merget gibt seine Erwiderung mit folgenden Worten wieder: «Da brauch' ich Bedenkzeit. Denn über'n Kopf kann ich das nicht brechen, weil ich und meine Familie auch daran leiden muss.»

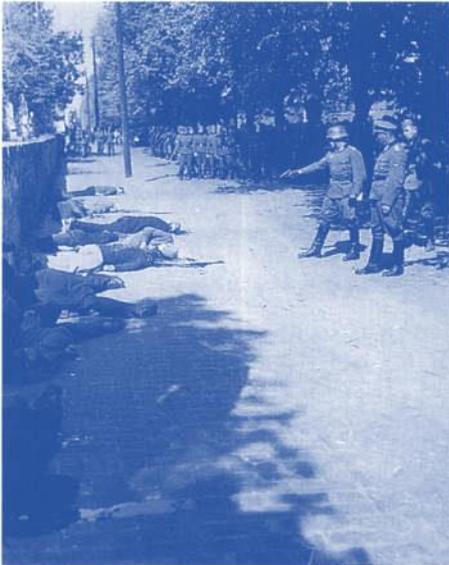


Audiostelle 64: Drohende Massenerschiessungen und Mergets Moraldilemma.

Die Rettungsaktion

Audiostelle 65: Mergets Angst, als «Judenhelfer» erschossen zu werden.

Konrad Merget fiel die Entscheidung nicht leicht. Er hatte grosse Angst davor, sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen und seine Familie zu gefährden.



Massenerschiessungen im Osten



Audiostelle 66: Konrad Mergel plant die rettende Flucht in einem Güterwaggon.

Audiostelle 67: Die gefährlich verzögerte Abfahrt des Zuges, in dem die drei Brüder versteckt waren.



Audiostelle 68: Die Brüder Cylinki schreiben Mergel im Jahre 1947.

Für jegliche Hilfeleistungen an flüchtige Juden hatte die nationalsozialistische Besatzungsmacht in Polen die Todesstrafe verhängt. In allen Städten und zahlreichen Ortschaften wurde dies der einheimischen Bevölkerung auf zweisprachigen Plakaten (siehe CD-ROM) bekannt gemacht, und in vielen Fällen wurde die Todesstrafe auch tatsächlich vollstreckt. Oft sprachen die Besatzungsbehörden ganze Familien schuldig und liessen sie erschiessen. Wenn es sich bei den Helferinnen und Helfern um Deutsche handelte, wurden sie ebenfalls vor Sondergerichte gestellt und abgeurteilt. Bei Todesurteilen kam es jedoch meist zu Begnadigungen. Wenn es sich allerdings um Soldaten handelte, liefen sie Gefahr, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Dies wäre dann einem Todesurteil gleichgekommen. Für Konrad Mergel war es unter diesen Umständen und angesichts der brutalen Massenverbrechen, deren Zeuge er geworden war, sicher äusserst schwierig, sein tatsächliches Risiko abzuwägen. Seine Ängste waren berechtigt.

Nach einiger Überlegung überwand er seine Angst und fasste den Entschluss, den drei Brüdern trotz der Gefährlichkeit des Unternehmens zu helfen. Er heckte einen Plan zur Rettung der jungen Männer aus. Sie sollten sich in einem der Güterwaggons des Zuges, den er abzufertigen hatte, einschliessen und so nach →Ungarn transportieren lassen. Ungarn war zu diesem Zeitpunkt noch nicht von Deutschland besetzt, und die Jüdinnen und Juden wurden dort noch nicht unmittelbar verfolgt.

Konrad Mergel erläuterte den Brüdern seinen Plan und forderte sie auf, sich um 23.00 Uhr am Bahnhof bereitzuhalten. Es gelang ihm, die jungen Männer unbeobachtet in einem Güterwaggon mit einer breiten Luke unterzubringen. Dies war wichtig, da sie eine Möglichkeit benötigten auszusteigen. Um die geheime Fracht entsprechend zu sichern, plombierte Konrad Mergel den Waggon. Auch diese Massnahme war riskant, da er sich von einheimischen Hilfskräften die Plombenzange geben lassen musste. Dies fiel auf, da diese Art Waggons meist nicht plombiert wurden.

Weitere Hindernisse, mit denen Konrad Mergel nicht gerechnet hatte, stellten sich ihm in den Weg.

Seinen mutigen und riskanten Einsatz hielt Konrad Mergel streng geheim. Er sprach darüber nicht einmal mit seiner Frau, die die drei Brüder ebenfalls kennen gelernt hatte, als sie ihren Mann in Podwoloczyska besuchte.

Konrad Mergel erfuhr erst im Jahre 1947 während eines Krankenhausaufenthaltes in München, dass die drei Brüder den Holocaust überlebt hatten. Einer der Brüder hatte ihn ausfindig gemacht und schickte Konrad Mergel einen Brief.

(Manfred Wolfson liest ihn auf der CD-ROM vor.)

Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte Konrad Merget in der Nähe von München. Wir konnten leider nicht herausfinden, wann und wo er gestorben ist und wo Verwandte von ihm leben.

Um Hilfe bitten

Dieser Rettungsfall zeigt auch, wie wichtig es sein konnte, dass die Verfolgten selber die Initiative ergriffen und aktiv um Hilfe baten. Im Falle von Konrad Merget ist es fraglich, ob er angesichts der Gefahr von sich aus Hilfe angeboten hätte. Ausschlaggebend war, dass die jungen Leute in ihrer Verzweiflung sich dazu entschlossen, Konrad Merget zu fragen. Auch dies erforderte viel Mut. Viele der verfolgten Jüdinnen und Juden schreckten davor zurück, aus Angst, die Person falsch eingeschätzt zu haben.

Die Menschen, die zu Retterinnen und Rettern wurden, ergriffen auch in vielen anderen Fällen nicht selber die Initiative zur Hilfe. Oft konnten sie sich erst dazu entschliessen, als sie ganz direkt um Unterstützung gebeten wurden. Sie haben dann aber trotz der Gefahr ihre Angst überwunden und mutig gehandelt.

Im Reichskommissariat Ukraine: Willi Ahrem von der Organisation Todt



Willi Ahrem (geb. 1902) im Jahr 1930

Selbst unter dem Terrorregime der deutschen Besatzung in Osteuropa gab es einzelne Wehrmachtangehörige, Beschäftigte der Zivilverwaltung oder Bedienstete der Reichsbahn, die es wagten, verfolgten Jüdinnen und Juden Hilfe zu leisten. Diese Menschen orientierten ihr Handeln nicht ausschliesslich an den Befehlen der Vorgesetzten, sondern an ihrem eigenen Gewissen und ihrer Vorstellung von Menschlichkeit. Strafandrohungen und die Härte der Militärgerichtsbarkeit hielten sie nicht davon ab.

Die Berichte über solche Rettungsaktionen geben einen Einblick in die Maschinerie des Vernichtungskrieges, den die Wehrmacht von 1941 bis 1944 im Osten führte. Auf den ersten Blick scheint jeder einzelne Soldat, jeder Angehörige der Organisation Todt (→OT), jeder Polizist oder Lokomotivführer dieser Maschinerie unterworfen gewesen zu sein.

Doch eine kleine Gruppe einzelner Männer und Frauen brach aus der mörderischen Bahn des Vernichtungskrieges aus. Sie suchten und nutzten unter grossem Risiko Handlungsmöglichkeiten, um einzelne Jüdinnen und Juden vor der Ermordung zu bewahren. Die Erforschung der in den besetzten Ländern durch Deutsche geleisteten Hilfe steht erst am Anfang. In diesem Kapitel wird die Rettung jüdischer Zwangsarbeiter in Nemirov (→Ukraine) durch den Leiter eines Bautrupps der Organisation Todt (OT), Willi Ahrem, vorgestellt. Das Beispiel dieser Rettungsgeschichte zeigt die Verstrickung von gewöhnlichen Deutschen, die weder der →SS angehörten noch Befürworter des Nationalsozialismus waren, in das Kriegsgeschehen. Willi Ahrens Entwicklung in der Nazizeit macht deutlich, wie ein Mann, der dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstand, immer mehr in den Strudel der Ereignisse geriet, die Realität zunächst verdrängte, bis er schliesslich zum unmittelbaren Zeugen des Massenmordes an den Juden wurde. Zur Wahrung seiner eigenen Menschlichkeit entschloss er sich, in seinem unmittelbaren Umfeld für einige wenige Verfolgte lebensrettende Hilfe zu leisten. Am mörderischen Gang der Vernichtungsmaschinerie konnte er nichts ändern.

Willi Ahrens Werdegang

Willi Ahrem wurde 1902 in Elberfeld (Wuppertal) geboren. Er wuchs in einem liberalen Elternhaus auf. Sein Vater Ewald Ahrem, der erfolgreich eine Exportfirma aufgebaut hatte, war während der Weimarer Republik Mitglied der →DDP. In seiner Jugend schloss er sich der →Wandervogel-Bewegung an, gehörte sonst aber keiner weiteren Organisation an. Er war evangelisch, ohne sich religiös gebunden zu fühlen. Auf dem Elberfelder Realgymnasium hatte Willi Ahrem jüdi-

sche Klassenkameraden. Mit einem von ihnen war er auch noch bei der Armee und im →Ersten Weltkrieg gut befreundet. Als später die antisemitische Nazi-propaganda einsetzte, die alle Juden für «minderwertig» erklärte, erschien ihm dies absurd und abstossend. Sein Vater, der den →Antisemitismus der Nationalsozialisten zutiefst verachtete, wirkte hier als sein Vorbild.

Nach der Schulzeit trat der junge Ahrem in die väterliche Exportfirma ein. Seit Ende der 20er-Jahre hielt er sich überwiegend in Südafrika, Neuseeland, Australien und Kanada auf und las mit Interesse die englische Presse. 1930 wurde er in der Firma seines Vaters Teilhaber, ein Jahr später heiratete er.

Aus der Ehe mit Elly geb. Fix gingen drei Töchter und ein Sohn hervor. Wegen der vielen Geschäftsreisen verbrachte Ahrem in den 30er-Jahren nur kurze Phasen zu Hause. Er verfolgte die politische Entwicklung nicht sehr intensiv. Als er aber im November 1938 die →«Kristallnacht», den staatlich organisierten Pogrom gegen die jüdische Bevölkerung in Deutschland, selbst miterlebte, zweifelte er daran, ob er sich noch in einem zivilisierten Land befände, wie er später erzählt hat.

Willi Ahrem bei der Wehrmacht

Im Frühjahr 1941 wurde der inzwischen 39-jährige Familienvater zur →Wehrmacht eingezogen. Nach einer Infanterieausbildung in seiner Heimatstadt gehörte er einer Dolmetscher-Kompanie in Münster (Westfalen) an. In diesen Monaten wurde der Münsteraner Bischof von →Galen für Willi Ahrem zu einer Art Leitfigur. Obwohl er evangelischen Glaubens war, besuchte er häufig die katholischen Sonntagsgottesdienste, um die mutigen Predigten des Bischofs zu hören. Von Galen habe, wie Willi Ahrem erzählte, auf die Bevölkerung und die westfälischen Soldaten grossen Einfluss ausgeübt.

Audiostelle 69: Bischof von Galen, «ein sehr mutiger Mann».

Einsatz bei der OT

Als für Englisch-Dolmetscher kein Bedarf mehr bestand, konnte sich Ahrem im September 1941 von der Wehrmacht zum Einsatz bei der OT in der Ukraine (siehe Karte auf der CD-ROM) überstellen lassen. Im Verlauf des Krieges waren alle militärischen Bauaufgaben, schliesslich auch die Bauformationen der Wehrmacht, dieser Organisation unterstellt worden. Die OT war militärisch strukturiert und die uniformierten Angehörigen unterstanden einer annähernd militärischen Dienstpflicht.

Ahrem übernahm im September 1941 die Leitung eines Bautrupps der Firma seines Schwagers, der Wilhelm Fix GmbH (Bernau/Ahr). Der Stützpunkt, für den er zuständig war, lag in dem Städtchen Nemirov in der ukrainischen Oblast →Winniza.

Nach dem deutschen →Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 hatten die deutschen Truppen bis Oktober 1941 fast die gesamte ukrainische Sowjet-



Einsatzgruppe: Angehörige eines zur Einsatzgruppe C abkommandierten deutschen Polizeibataillons mit Reisegepäck posieren vor der Kamera, bevor sie von Wien aus nach Drohobycz in Ostgalizien aufbrechen.

republik erobert. Der Wehrmacht folgten die →Einsatzgruppen C und D, die mehrere hunderttausend Juden und zehntausende Ukrainer, die als Kommunisten verdächtigt wurden, ermordeten. Der grösste Teil der Region wurde der Zivilverwaltung des «Reichskommissariats Ukraine» zugeschlagen.

In seiner Funktion als Haupttruppführer der OT wirkte Ahrem bei einem der wirtschaftlichen Grossprojekte der SS mit, dem Ausbau der Durchgangsstrasse IV (Lwow-Winniza-Dnepropetrowsk), einer wichtigen Nachschubstrecke für die Wehrmacht. Sie sollte nach dem Willen Heinrich Himmlers, der Weihnachten 1941 die Südostukraine besucht hatte, zur «Strasse der SS» werden und von Rumänien bis zum Azovschen Meer führen. Die Durchgangsstrasse IV gehörte zu den wenigen Zwangsarbeitsprojekten für Juden in der Ukraine. Vor allem im Gebiet Winniza wurden sie zu Ausbesserungsarbeiten im Strassenbau eingesetzt. Doch auch diese jüdischen Zwangsarbeiter waren nicht von der geplanten Ermordung ausgenommen.

Ein Vermerk aus der Rüstungsinspektion vom 29.11. und 2.12.1941 fasst den bis dahin ausgeführten Völkermord im Reichskommissariat Ukraine zusammen: «Insgesamt dürften bisher 150'000 bis 200'000 Juden aus dem zum RK (Reichskommissariat) gehörigen Teil der Ukraine exekutiert worden sein. Erst bei den letzten Hinrichtungen wurde der ‚nützliche‘ Teil der jüdischen Bevölkerung ausgesondert und nicht exekutiert; bisher wurde auf diese wirtschaftlichen Belange keine Rücksicht genommen» (Seraphim 1941).

Rettungsaktionen

Willi Ahrens Bautrupps gehörten etwa fünfzig deutsche OT-Leute an, alles Angehörige der Firma Fix. Insgesamt waren dort jedoch bis zu 1'000 Arbeitskräfte beschäftigt, und zwar Ukrainer, russische Kriegsgefangene und Juden. Die Aufgabe des Bautrupps war der Ausbau und die Instandhaltung der Durchgangsstrasse IV Die ukrainischen Arbeitskräfte kamen aus der näheren Umgebung und lebten in ihren Häusern, die russischen Kriegsgefangenen waren in einem Speziallager zusammengefasst, und die Juden, Männer und Frauen, wohnten im Ghetto von Nemirov, einer etwa 45 km von der Stadt Winniza entfernten Kleinstadt (siehe Karte von Winniza auf der CD-ROM).

Ahrem konnte beobachten, wie die bei ihm beschäftigten Jüdinnen und Juden Ende Oktober 1941 immer unruhiger wurden. Wie er aus Gesprächen mit ihnen erfuhr, hatten sie Gerüchte über Massenmorde an anderen Orten gehört. Obwohl Ahrem selbst von OT-Angehörigen über Erschiessungen erfahren hatte, hielt er diese Erzählungen für übertrieben. Doch die ungeheuerlichen Gerüchte sollten sich bewahrheiten. Wenig später kam Ahrem zu Ohren, dass Angehörige des OT-Stützpunktes in Winniza auf Anordnung der dortigen OT-Leitung unweit



Audiostelle 70: Vernichtungsaktionen – die Gerüchte bewahrheiten sich.

von Nemirov ein Massengrab ausgehoben hatten. Zwei Tage danach weckten ihn am frühen Morgen Schüsse. Ahrem musste feststellen, dass eine Luftwaffen-Baukompanie das Ghetto von Nemirov abriegelt hatte. Er beobachtete dann, wie etwa zwanzig SS-Angehörige die Bewohner des Ghettos, Männer, Frauen und Kinder, in eine Kirche trieben. Danach wurden sie mit Lastwagen an einen entlegenen Ort gefahren und dort erschossen. Ahrem schätzte die Zahl der Opfer später auf 1'200. Etwa 200 von ihnen sei es gelungen, die Absperrung durch die SS durchbrechen und zu flüchten.

Willi Ahrem tat in dieser Situation etwas nahe Liegendes, was aber Entschlossenheit und Mut voraussetzte: Er wandte sich direkt an den Leiter des SS-Einsatzkommandos, um jüdische Facharbeiter «anzufordern».

Audiostelle 71: Der Entschluss zur Anforderung einzelner Facharbeiter.

Audiostelle 72: Gespräch mit dem Leiter der SS.

Ahrens Bemühung hatte einen gewissen Erfolg. Es gelang ihm, die am dringendsten benötigten jüdischen Handwerker frei zu bekommen. Insgesamt zwanzig Juden wurden ihm überstellt und in das Ghetto zurückgebracht. Bald danach befanden sie sich wieder bei der Zwangsarbeit auf der Baustelle.

Am Nachmittag dieser «Aktion» vom 23. November 1943 begab sich Willi Ahrem selbst zu dem Massengrab, das etwa 1,5 km ausserhalb des Ortes lag, um in letzter Minute einen jüdischen Schreiner seines Bautrupps, der von der SS aufgegriffen worden war, zu retten. Er fand ihn nicht mehr vor. Stattdessen wurde er Augenzeuge der letzten Erschiessungen dieses Tages, denen – wie er sich erinnert – 2'000 Menschen zum Opfer gefallen waren.

Die SS-Leute verliessen noch am gleichen Tag den Ort. Ahrem kehrte in seine Unterkunft zurück. Er beschrieb das Geschehen zwanzig Jahre

Audiostelle 73: Das Entsetzen danach.

später mit entsetzten Worten.

Audiostelle 74: Der Nationalsozialismus, ein verbrecherisches System.

Erst zu diesem Zeitpunkt war er, wie er später versicherte, endgültig davon überzeugt, dass der Nationalsozialismus ein verbrecherisches System sei. Jetzt hatte er den Wunsch, «dass der Krieg für die Nazis verloren ging».

Die Rettung der Familie Menczer

Als Willi Ahrem von einer bevorstehenden zweiten Mord-Aktion erfuhr, fasste er den Entschluss, wenigstens einige Personen zu retten, die er persönlich besonders gut kannte. Auf seinem Stützpunkt war ein jüdisches Ehepaar beschäftigt: Osias Menczer arbeitete als Dolmetscher, seine Frau verrichtete Hausarbeit. Sie hatten einen etwa 13-jährigen Sohn. Familie Menczer stammte aus der Bukowina (siehe Karte auf der CD-ROM). Von dort waren sie nach Winniza auf sowjetisches Gebiet geflohen, um Pogromen in Rumänien zu entgehen.

Haupttruppführer Ahrem versteckte Familie Menczer sowie die aus Nemirov stammende Studentin Dora Salzmänn, deren ganze Familie Opfer der Massen-



Audiostelle 75: Rettung der Familie Menczer.

erschichtung geworden war, zunächst tagelang auf dem Speicher seiner Unterkunft. Dann gelang es ihm, im nahe gelegenen, rumänisch besetzten Transnistrien ein Quartier zu finden. Ahrem entschloss sich dazu, das Ehepaar Menczer mit dem Sohn und die Studentin Dora Salzman einzeln im Kofferraum seines Dienstwagens über die Grenze zu bringen, um sie einem rumänischen Hauptmann, den er kannte und dem er vertraute, zu übergeben.

Diese Rettungsaktion war für Willi Ahrem höchst riskant, da die Militär- und Sondergerichte in den besetzten Ländern drakonische Strafen für «Judenhelfer» verhängten.

Ahrem berichtet, dass er bei seinen Rettungstaten nicht völlig allein stand. Mehrere deutsche Mitarbeiter des Bautrupps hätten von seiner Aktion gewusst und ihn unterstützt. Darunter befanden sich auch bisher überzeugte Nationalsozialisten, die, als sie Zeugen des Völkermords wurden oder davon hörten, zutiefst schockiert waren. Ahrem versichert: «Wir haben das alle nicht für möglich gehalten; es gab Leute, die sind dann einfach kopfscheu geworden.»

Einen Monat später verbrachte Willi Ahrem den Weihnachtsurlaub bei seiner Familie in Elberfeld. Dort berichtete er engen Freunden über die Massenmorde. Die meisten von ihnen konnten oder wollten ihm nicht glauben.

Von der Familie Menczer ist bekannt, dass sie die Shoah überlebte. Sie liess sich nach dem Krieg in →»Israel, ihr Sohn später als Arzt in den USA, nieder.

Lisa Heumann, Zwangsarbeiterin in Transnistrien Ein weiteres Zeugnis über den Einsatz von Willi Ahrem für Jüdinnen und Juden liegt von der rumänischen Jüdin Lisa Heumann vor. Mit 24 Jahren wurde sie 1941 als Zwangsarbeiterin im Lager Djurin interniert (→Zwangsarbeit).

Das ukrainische Dorf Djurin südlich von Winniza gehörte zu dem Gebiet, in dem Ahrem eingesetzt war, lag aber in Transnistrien. Dies war ein Landstrich der südlichen Ukraine zwischen den Flüssen Dnjestr und Bug, der im September 1941 der rumänischen Verwaltung unterstellt wurde, da sich Rumänien am deutschen Überfall auf die Sowjetunion beteiligt hatte. Zwischen Sommer und Herbst 1941 setzte die gezielte Vernichtungspolitik des rumänischen Staates ein. Die rumänische Gendarmerie ermordete in Bessarabien und der Bukowina massenweise Juden. Die Überlebenden wurden im September 1941 nach Transnistrien deportiert. Die meisten erwartete dort ein neuer Leidensweg; viele starben bereits im ersten Winter an Hunger und Typhus. Arbeitsfähige wurden als Arbeitskräfte ausgeliehen und jenseits des Bugs bei Bauarbeiten eingesetzt. Später wurden sie erschossen.

Im Herbst 1942 nahm der rumänische Diktator Marschall Antonescu davon Ab-

stand, Jüdinnen und Juden aus Rumänien in deutsche Vernichtungslager in Polen deportieren zu lassen. Dadurch blieb den nach Transnistrien Verschleppten eine Überlebenschance.

Lisa Heumann überlebte das Zwangsarbeitslager; 1944 wurde sie von sowjetischen Truppen befreit. Sie lebte später in Haifa. 1963 bemühte sie sich um die Anerkennung Willi Ahrens als →«Gerechter unter den Völkern». In einem in deutscher Sprache verfassten Brief schrieb sie an →Yad Vashem, er habe ihr und vielen anderen Leidensgenossen geholfen:

«Im Lager Djurin lebte ich unter schweren Bedingungen, Kälte, Hunger und Krankheit, und ich verdanke viel Herrn Ahrem, der uns viel geholfen hat. Zwischen mir und unserem Retter war keine persönliche Verbindung; er half mir und vielen anderen, ohne uns zu kennen. [Er] fuhr viele Male nach Bukarest und nahm Briefe mit. So bekamen viele Menschen Geld und verschiedene Hilfe.»

Nach 1945



Audiostelle 76: «Ich konnte damit nur sehr wenigen Menschen helfen.»



Elly Ahrem und die Kinder. V. l. n. r.: Ingrid (1934), Helga (1931), Ewald (1938), Elly (1911), Elke (1940)

Ahrem blieb bis Mai 1943 bei seinem Bautrup in Nemirov, danach konnte er sich wieder als Dolmetscher bei der Wehrmacht einsetzen lassen. Gegen Ende des Krieges geriet er in amerikanische Gefangenschaft. Erst nach seiner Entlassung 1946 erfuhr er, dass seine Frau Elly und die beiden Töchter im April 1945 auf der Brücke von Remagen bei letzten Kampfhandlungen von den anrückenden Amerikanern erschossen worden waren. Die jüngste Tochter war mit einem Streifschuss davongekommen. Sein Sohn Ewald war unversehrt geblieben; er hatte sich bei den Grosseltern im Westerwald befunden.

Auf Initiative der Überlebenden Lisa Heumann wurde Willi Ahrem im Jahr 1968 als →«Gerechter unter den Völkern» von Yad Vashem geehrt (www.yad-vashem.org.il). Die Medaille nahm seine zweite Frau Maria Ahrem entgegen. Willi Ahrem war am 20. Juni 1967 in Wuppertal-Elberfeld gestorben.

Eine Kette von Helferinnen und Helfern: Wie Inge Deutschkron und ihre Mutter überlebten



Inge Deutschkron (1940)

In diesem Fall geht es, anders als in den vorangegangenen Fällen, um die Geschichte einer Rettung, die aus der Sicht einer untergetauchten Jüdin aus Berlin dargestellt wird. Inge Deutschkron, die sich seit Jahrzehnten unermüdlich dafür einsetzt, die mutigen Taten ihrer zahlreichen Helferinnen und Helfer bekannt zu machen, ist die einzige Überlebende, die von Manfred Wolfson im Rahmen seiner Studie über deutsche Retter befragt wurde (1967). Sie initiierte die Auszeichnung einer grösseren Anzahl ihrer Retterinnen und Retter als →«Gerechte unter den Völkern» (→Yad Vashem, Jerusalem) oder als →«Unbesungene Helden» (Berliner Senat) und beschrieb sie in ihrem Buch «Sie blieben im Schatten». Ihrer Initiative ist es zu danken, dass für Otto Weidt, den Inhaber einer Blindenwerkstatt während des Krieges, im Jahr 1993 in der Rosenthaler Strasse 39 in Berlin-Mitte eine Gedenktafel angebracht wurde. Durch ihre Unterstützung gibt es heute die Ausstellung «Blindes Vertrauen», die seit 2002 Dependance des Jüdischen Museums Berlin ist. Versucht man, Inge Deutschkrons Verfolgungs- und Überlebensgeschichte in ihren einzelnen Stationen nachzuvollziehen, so wird deutlich, wie viele Menschen oft beteiligt sein mussten, um das Überleben von wenigen zu gewährleisten. Es zeigt sich auch, dass ein Netzwerk nichtjüdischer Freunde und politisch Gleichgesinnter zwar nicht selten eine wichtige Ausgangsbasis war, dass aber von anderen Personen, die so Glieder in einer ganzen Kette von Helferinnen und Helfern wurden, völlig unerwartet Hilfe hinzukommen konnte.

Die Perspektive der untergetauchten Inge Deutschkron, deren gesamte Jugend von der nationalsozialistischen Judenverfolgung überschattet war – sie wurde 1942 zwanzig Jahre alt –, konfrontiert uns mit den psychischen und materiellen Auswirkungen der Verfolgung und zeigt uns die nackte Not und die allgegenwärtige Angst des illegalen Lebens bis zum letzten Tag des Krieges. Aus dieser Perspektive erleben wir, wie unterschiedlich das jeweilige Verhalten der nichtjüdischen Helferinnen und Helfer erlebt wurde. Da diese Rettungsgeschichte besonders komplex ist und Inge Deutschkron sie selbst in mehreren Büchern beschrieben hat, werden hier nur einige wichtige Sequenzen dargestellt.

Kindheit in Finsterwalde und Berlin

Inge Deutschkron wurde am 23. August 1922 als einziges Kind ihrer Eltern in Finsterwalde in der Niederlausitz geboren. Ihr Vater Dr. Martin Deutschkron hatte kurz zuvor am Gymnasium dieser Kleinstadt eine Stelle als Studienrat angetreten. Er und seine Frau Ella waren überzeugte Sozialdemokraten. Während seiner Zeit in Finsterwalde arbeitete

te er eng mit Dr. Otto Ostrowski, dem SPD-Bürgermeister, zusammen, und auch die Familien befreundeten sich. Während des →Zweiten Weltkrieges sollte diese Freundschaft für Inge und ihre Mutter lebensrettend werden. Nach einigen Jahren zog die Familie Deutschkron nach Berlin und liess sich im Bezirk Prenzlauer Berg nieder, wo auch Ostrowski Bezirksbürgermeister wurde. Der freundschaftliche Kontakt zu ihm und anderen Sozialdemokraten blieb bestehen. Das Silvesterfest 1932/1933 wurde gemeinsam ausgelassen begangen, obwohl Ella Deutschkron wegen der bedrückenden politischen Situation wenig Grund zum Feiern sah.

Die ersten vier Schuljahre verbrachte Inge in einer weltlichen Schule, in der Religion keine Rolle spielte. Als die 10-Jährige 1933 vor dem Wechsel in die höhere Schule stand, wurden ihre jüdische Herkunft und die politische Betätigung ihres Vaters zu einer Gefahrenquelle für die Familie. Bereits Anfang April 1933 wurde ihr Vater wie viele andere Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Kommunisten wegen seiner politischen Überzeugung entlassen.

Gleichzeitig begann die Ausgrenzung und Diskriminierung von Menschen jüdischer Herkunft in Deutschland. Inges Eltern beschlossen, den Stadtbezirk zu wechseln und in den Berliner Westen zu ziehen, wo sie als Juden und Sozialdemokraten nicht bekannt waren. Dort besuchte Inge für kurze Zeit die Fürstin-Bismarck-Schule. Als die jüdischen Schülerinnen von Ausflügen, Landheimaufenthalten und Schwimmunterricht ausgeschlossen wurden, schickten ihre Eltern sie schliesslich auf die jüdische Mittelschule in der Grossen Hamburger Strasse in Berlin-Mitte.

Der 9. November 1938



Martin Deutschkron

Inges Eltern hofften lange, dass der →Nationalsozialismus nur eine vorübergehende Erscheinung sei. Doch die rassistischen Massnahmen gegen die jüdische Bevölkerung wurden immer bedrückender. Am 9. November 1938, in der so genannten →Kristallnacht, erreichten sie einen neuen Höhepunkt: Während des staatlich organisierten Pogroms in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 brannten die Synagogen in ganz Deutschland. →SA-Männer schlugen mit Äxten und Knüppeln die Fenster jüdischer Einrichtungen und Geschäfte ein und richteten eine heillose Zerstörung an. Bis zu 30'000 jüdische Männer wurden in Deutschland festgenommen und in die Konzentrationslager →Dachau, →Buchenwald und Sachsenhausen verschleppt. Am Vormittag des 10. Novembers erschienen auch bei Deutschkrons zwei Gestapo-Männer in Zivil und suchten Martin Deutschkron, der zum Glück nicht zu Hause war. Seiner Frau gelang es, ihn telefonisch zu warnen. Danach verschwand Familie Deutschkron mithilfe von Otto Ostrowski für zwei Wochen bei Bekannten in Berlin.

Der 9. November bedeutete für Deutschkron – wie für die meisten noch in Deutschland lebenden Juden – ein letztes Alarmsignal. Aber für viele von ihnen war es für eine Auswanderung zu spät, zumal die Einwanderungspolitik des Auslandes noch restriktiver geworden war. Inges Vater wurde in seinem Versteck endgültig klar, dass er mit seiner Familie in Deutschland nicht mehr sicher leben konnte, aber die Lage erschien zunächst aussichtslos. Eine Cousine in England erklärte sich schliesslich bereit, ihn aufzunehmen, Frau und Kind sollten bald nachkommen. Am 19. April 1939 verabschiedeten ihn Ella und Inge in Berlin in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen in England. Doch die Formalitäten nahmen längere Zeit in Anspruch. Mit dem Ausbruch des →Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 riss die Verbindung zu Martin Deutschkron ab. Inge und ihre Mutter sassen in der Falle.

1939-1941 Zwangsarbeit und Deportationen



Ella und Inge Deutschkron

Mit dem Ausbruch des Krieges verschärfen sich die Massnahmen gegen die jüdische Bevölkerung. In den folgenden Monaten wurden zahlreiche Verordnungen und Anordnungen erlassen, um sie an «staatsfeindlichen Handlungen» zu hindern, wie die Nazis es formulierten. Juden galten nunmehr als Staatsfeinde (siehe Zeittafel).

Zuerst wurden Inge und ihre Mutter gezwungen, ihr Zuhause zu verlassen und mit elf Personen eine Wohnung zu teilen. Seit 1940 mussten Jüdinnen und Juden Zwangsarbeit in kriegswichtigen Betrieben leisten. Inge konnte noch eine einjährige Ausbildung an einem jüdischen Kindergärtnerinnenseminar absolvieren, bevor auch sie zur Zwangsarbeit herangezogen wurde.

Die Einschränkungen im alltäglichen Leben der Jüdinnen und Juden wurden immer drastischer. Inge und ihre Mutter erhielten nun eine Lebensmittelkarte mit einem «J», mit der sie nur eine begrenzte Zahl von Waren erhalten konnten. Dann mussten alle Juden ihre Radiogeräte abliefern, wodurch sie von wichtigen Informationen abgeschnitten wurden. Als sie vom 19. September 1941 an den gelben Stern tragen mussten, um in der Öffentlichkeit als Juden erkennbar zu sein, machte Inge unterschiedliche Erfahrungen: «Ich hatte das Gefühl, eine Maske vor dem Gesicht zu tragen. Es gab Menschen, die mich mit Hass ansahen; es gab andere, deren Blicke Sympathie verrieten, und wieder andere schauten spontan weg.»

1941 begannen die →Deportationen der Jüdinnen und Juden aus Berlin in die Ghettos und Konzentrations- und Vernichtungslager im Osten Europas. Die Betroffenen konnten anfangs nicht wissen, was sie am Zielort des Transportes erwartete. Meist glaubten sie an eine «Umsiedlung» und an schwere Zwangsarbeit. In den ersten anderthalb Jahren (vom Oktober 1941 bis spätestens Ende Februar 1943) konnte man von den Deportationen verschont bleiben, wenn man

in kriegswichtigen Betrieben beschäftigt war. Bis Ende 1942 erhielten die zum Abtransport vorgesehenen Personen meist schriftliche Aufforderungen, sich zum vorgesehenen Zeitpunkt am Bahnhof einzufinden. Danach holte die → Gestapo die Jüdinnen und Juden ohne Vorwarnung aus ihren Wohnungen mit Lastwagen ab und führte sie zu den Deportationszügen. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann auch Inge und ihre Mutter betroffen sein würden.

Emma Gumz wusste über das Schicksal der Juden im Osten Bescheid Die ausschlaggebende Rolle für den

Entschluss von Ella und Inge Deutschkron, sich nicht deportieren zu lassen, spielte Emma Gumz. Diese schlichte Frau, die mit ihrem Mann Franz eine Wäscherei in Berlin-Charlottenburg betrieb, übernahm es, die Wäsche der Familie Deutschkron zu waschen, und sie tat dies auch, als die Verordnung kam, dass Juden ihre Wäsche nicht mehr waschen lassen durften. Franz Gumz, der den «Ernstern → Bibelforschern» (Zeugen Jehovas) angehörte, liess sich oft mit Kunden auf gewagte Gespräche ein, in denen er aus seiner Ablehnung gegen die Nazis kein Geheimnis machte. Und er zitierte dabei aus der Bibel. Seine Frau dagegen war viel zurückhaltender. Doch eines Tages, als die Deportationen aus Berlin bereits begonnen hatten, wandte sich Emma Gumz an Frau Deutschkron und bat sie inständig, sich nicht nach Polen deportieren zu lassen, sondern sich mit Inge bei ihr und ihrem Mann zu verstecken. Der Grund für diese Bitte war, dass ein junger Mann aus der Nachbarschaft, der als Soldat in Polen eingesetzt war, über seine schrecklichen Beobachtungen berichtet hatte.

Emma Gumz sagte dann ganz einfach: «Sie nehmen den Stern ab und kommen zu uns. Wir verstecken Sie.» Inges Mutter zögerte zunächst, zumal sie nicht sicher war, ob sich Frau Gumz der Gefährlichkeit ihres Angebots bewusst war. Sie beriet sich mit den alten Freunden, vor allem mit Otto Ostrowski. Alle fanden den Vorschlag von Emma Gumz ausgezeichnet und versprachen, ebenfalls zu helfen. Daraufhin entschlossen sich Ella Deutschkron und ihre Tochter endgültig zum Untertauchen. Inge war inzwischen zwanzig Jahre alt.

Am 15. Januar 1943 verliessen Inge und ihre Mutter mit wenigen Habseligkeiten und ohne Stern ihre bisherige Wohnung und begaben sich in die Knesebeckstrasse 17, wo sich nicht nur die Wäscherei, sondern auch die Parterrewohnung von Emma und Franz Gumz befand.

Im hinteren Teil der düsteren Wohnung konnten sie eine kleine Kammer beziehen. Nach etwa sechs Wochen geschah das, was alle Untergetauchten und ihre Helferinnen und Helfer fürchten mussten: Eine Nachbarin wurde auf die beiden Frauen aufmerksam und erkundigte sich bei Frau Gumz, ob sie Besuch habe.



Audiostelle 77: Frau Gumz, erschreckt über Berichte aus Polen, bietet Hilfe an.



Audiostelle 78: Erste Zuflucht im Hause Gumz.

Audiostelle 79: Nachbarn schöpfen Verdacht.

Zwar gab Emma Gumz geistesgegenwärtig ihre beiden Gäste als Cousine mit Tochter aus Pommern aus, aber sie konnte nicht wissen, ob die Frage der Nachbarin harmlos war oder ob sie einen Verdacht geschöpft hatte und möglicherweise bei der →Gestapo eine Anzeige machen würde, wie dies so oft der Fall war.

Die neugierige Nachfrage der Nachbarin hatte die Wäschereieinhaberin so verstört, dass sie – wenngleich mit tiefem Bedauern – ihren beiden Untergetauchten vermittelte, dass es besser sei, wenn sie sich bei ihren Freunden um ein anderes Quartier bemühten. «Wir werden euch natürlich weiterhelfen, mit Essen und so», versprach Frau Gumz. Man habe gespürt, dass sie darunter litt, so etwas sagen zu müssen, erinnert sich Inge Deutschkron. Mutter und Tochter wussten nicht weiter. In dieser Situation wurden Otto Ostrowski und seine Freundin Grete Sommer zur Zuflucht.

Die Blindenwerkstatt von Otto Weidt



Otto Weidt

In dieser Zeit war Inge Deutschkron in der Blindenwerkstatt von Otto Weidt (1883-1947) beschäftigt, in einem Hinterhof in der Rosenthaler Strasse 39 in Berlin-Mitte. Den Inhaber der Werkstatt hatte sie zufällig kennen gelernt. In der Jüdischen Gemeinde hatte man ihr Weidt als einen Mann empfohlen, der Juden gut behandle. Aber Weidt gelang es nicht sofort, Inge als Arbeitskraft anzufordern. Zuerst wurde sie in einer Fabrik des IG Farben Konzerns eingesetzt, die Seide für Fallschirme herstellte. Das zehnstündige Stehen an der Maschine war fast unerträglich. Inge brachte sich daher selbst eine Knieverletzung bei, und nach langwierigen ärztlichen Untersuchungen gelang es ihr schliesslich, entlassen zu werden. Als sie im Frühjahr 1941 zum zweiten Mal Weidt in seiner Blindenwerkstatt um Arbeit bat, ging er persönlich zum Arbeitsamt für Juden und konnte mit einer List erreichen, dass er Inge als Arbeitskraft erhielt.

Wer war Otto Weidt?

Am meisten wissen wir über Otto Weidt durch Inge Deutschkron. Als Hersteller von Besen und Bürsten für die Wehrmacht war er Inhaber eines «wehrwichtigen» Betriebs. Er beschäftigte etwa dreissig blinde und taubstumme Menschen, von denen bis auf drei Ausnahmen alle jüdisch waren, sowie einige nicht behinderte jüdische Arbeiter, unter ihnen ehemalige Kaufleute, Bankdirektoren und Apotheker. Alle verehrten Weidt. «Er behandelte uns wie Menschen, kam uns mit Respekt entgegen, teilte unsere Sorgen und Nöte (...) und half uns, uns aufzurichten», begründet dies Inge Deutschkron, und sie fügt hinzu: «Dass Weidt wie alle Menschen Fehler hatte, dass er aufbrausen konnte, oft ungerecht war, ja manchmal sogar impulsiv und unbedacht handelte, übersahen wir. Es schien so unwesentlich.» Die Weidtsche Blindenwerkstatt produzierte zwar tatsächlich auch für die Wehrmacht, aber vor allem nutz-

te Weidt seine Produkte für einen regen Tauschhandel. Er war in Schwarzmarktgeschäfte verwickelt, und er bestach die →Gestapo, um für seine jüdischen Arbeiter Lebensmittel zu organisieren. Er war ein Draufgänger. Auch Inges Beschäftigung als Bürohilfe war wohl ein Ergebnis der Bestechlichkeit des Leiters des Arbeitsamtes. Weidt war ein Mann mit Fantasie, ein guter Schauspieler, dem es Genugtuung bereitete, die Gestapo zu überlisten. Einmal gelang es ihm, seine blinden und taubstummen Arbeiter, die bereits von der Gestapo zur Deportation abgeholt worden waren, aus der Sammelstelle zurückzu-

Audiostelle 80: «Was dieser Mann – Otto Weidt – für Juden getan hat, ist beispielhaft.»

holen. Einigen Verfolgten ermöglichte er das Untertauchen.

Auch für Inges «illegales» Leben leistete Weidt einen wichtigen Beitrag. Er liess sie bei sich arbeiten und vermittelte ihr ein so genanntes Arbeitsbuch unter dem Namen Gertrud Dereszewski. Eine Prostituierte hatte es für 50 Reichsmark verkauft, da sie nicht daran interessiert war, in der Industrie eingesetzt zu werden. Alle Mädchen und jungen Frauen in Deutschland waren nämlich arbeitspflichtig. Mit ihrem neu erworbenen Arbeitsbuch konnte Inge nun quasi legal in der Blindenwerkstatt arbeiten. Illegal lebende jüdische Männer hatten es noch viel schwerer als Frauen, unentdeckt zu bleiben, da alle Männer im wehrfähigen Alter mit Kontrollen der Militärpolizei rechnen mussten. Denen konnten sie nur standhalten, wenn sie über besonders glaubwürdige Ausweispapiere verfügten.

Bei Grete Sommer

Als Inge und ihre Mutter die Unterkunft bei Emma und Franz Gumz verlassen mussten, wandten sie sich in ihrer verzweifelten Lage an Otto Ostrowski, der selbst längst aus seinem Amt als Bürgermeister vertrieben war. Er wohnte inzwischen bei seiner Freundin Grete Sommer in einer 1½-Zimmerwohnung. Dort kamen die beiden Frauen für einige Nächte unter. Grete Sommer hatte ein kleines Schreibwarengeschäft mit Leihbücherei. Sie machte folgenden Vorschlag: «Hinter meinem Laden in dem Kabuff kann man doch Matratzen auf den Boden legen. Ein WC gibt es im Keller, und ein Waschbecken existiert ebenfalls.» Sie würde ihnen jeden Abend das Essen bringen und am Morgen könnte Inge als erste «Kundin» den Laden verlassen und zur Arbeit gehen. Inges Mutter sollte tagsüber im Laden und Haushalt mithelfen. Am Wochenende könnten sich Inge und ihre Mutter im Bootshaus des Paares in Schildhorn ausserhalb Berlins aufhalten, lautete ihre Überlegung. So geschah es auch.

Audiostelle 81: Das Problem mit dem Fliegeralarm.

Gefährlich wurde die Situation, wenn es zum Fliegeralarm kam.

Die Deportation der blinden Menschen Im Zuge der →«Fabrik-Aktion» vom 27./28. Februar 1943 drang die Gestapo auch in die Blindenwerkstatt von Otto Weidt ein und holte die dort arbeitenden jüdischen blinden Menschen heraus, um sie wie die anderen noch

in kriegswichtigen Betrieben arbeitenden Jüdinnen und Juden aus Berlin zu deportieren. Inge war kurz zuvor von einem jüdischen Freund gewarnt worden, sie solle um diese Zeit auf keinen Fall zu ihrem Arbeitsplatz in der Blindenwerkstatt gehen. Als sie sich einige Tage später wieder dorthin wagte, fand sie Otto Weidt in verzweifelterm Zustand vor. Nur die wenigen nichtjüdischen blinden Angestellten waren zur Arbeit erschienen, aber es war ungewiss, ob Weidt seine Werkstatt überhaupt weiterführen konnte. Alice Licht, eine jüdische Kollegin, die unter dem besonderen Schutz Weidts stand, riet Inge, sich eine andere Arbeit zu suchen. Dies bedeutete auch für Inges Überlebenskampf einen weiteren harten Schlag.

In dieser Lage machte ihr Grete Sommer, die fast immer einen Ausweg ersann, den gewagten Vorschlag, einfach in ihrem Geschäft zu arbeiten. Da es in Berlin offiziell keine Jüdinnen und Juden mehr gab, glaubte Grete, dass niemand auf die Idee käme, Inge für eine Jüdin zu halten. Inge war schockiert: «Ich, die untergetauchte Jüdin ohne Papiere, sollte in einem Laden stehen und mit Deutschen reden, als wenn nichts wäre?» Und Grete erwiderte: «Aber warum nicht? Kein Mensch hat eine Ahnung, wer du bist. Du bist meine Freundin Inge. Das ist alles.» Grete erschien das völlig problemlos.

Inge gewöhnte sich schliesslich an die Tätigkeit im Buchladen. Von den Kundinnen und Kunden wurde sie als Freundin Gretes akzeptiert, und so konnte sie für einige Zeit in Ruhe dieser Arbeit nachgehen. Dass es in Berlin fast keine Juden mehr geben sollte, war für Inge unvorstellbar.



Audiostelle 82: Das Geständnis – und die Hilfe – von Frau Schwarz.

Bei Paul und «Mutter» Garn in der Arbeitersiedlung Etwa im Frühsommer 1943 fanden Ostrowski und Grete Sommer für Inge und ihre Mutter einen anderen Unterschlupf. Sie hielten es für besser, die Untergetauchten nicht zu lange bei sich zu beherbergen. Ein älteres, kinderloses Ehepaar, Bekannte von Ostrowski, war bereit, die beiden für einige Zeit zu sich zu nehmen. Paul Garn, der 1933 seinen Posten als Gewerkschaftsfunktionär verloren hatte, war nun im fortgeschrittenen Alter in der Rüstungsindustrie dienstverpflichtet. Es quälte ihn, dass er als Arbeiter dazu beitragen musste, Hitlers Krieg zu verlängern. Er lebte mit seiner Frau im Norden Berlins (Olivaer Strasse 3) in einer Arbeitersiedlung, wo sie eines der hellen sauberen Zweizimmer-Häuschen bewohnten. Hier teilte sich Inge mit ihrer Mutter für einige Zeit das Küchensofa als Nachtlager. Trotz der Freundlichkeit der Garns war die Situation besonders für Ella Deutschkron sehr schwer, da sie den ganzen Tag das Haus nicht verlassen konnte und unter der Enge litt. Sie strickte und nähte und half Frau Garn im Haushalt. Inge dagegen fuhr täglich in Gretes Laden und verrichtete ihre Arbeit. Auch dieser Aufenthalt endete durch die Neugierde einer Nachbarin, die Ella unverhofft in der Garnschen Küche vorge-

funden hatte. Frau Garns Angst wurde übermächtig und sie bat ihre Schützlinge, wieder zu gehen. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als erneut bei Grete Sommer und Ostrowski anzuklopfen.

Bei Lisa Holländer



Lisa Holländer

«Meinen Mann haben die Nazis umgebracht», sagte die energische Lisa Holländer zu Inge und ihrer Mutter, und sie fügte hinzu: «Ihr könnt bleiben, solange ihr wollt» – als ginge es um eine Einladung zum Tee, erzählte später Inge Deutschkron. Lisa war die Witwe von Paul Holländer, einem jüdischen Exportkaufmann, mit dem sie ein Leben in Wohlstand geführt hatte. Nach seiner Verhaftung durch die Nazis hatte sie monatelang versucht, ihn aus dem →Konzentrationslager freizubekommen. Eines Tages erhielt sie seine blutbefleckte Hose mit der Mitteilung, ihr Mann sei an Herzversagen verstorben.

Der alte Freund Walter Rieck hatte für Inge und Ella Deutschkron diese neue Unterkunft bei der Schwester seiner Frau Jenny vermittelt und die beiden dorthin gebracht. «Tante Lisa», wie Inge sie später nannte, freute sich, den beiden Untergetauchten helfen zu können, und tat es, ohne zu zögern.

Das neue Domizil war eine geräumige Wohnung im «Rosenhof», einem aus mehreren Häusern bestehenden Wohnblock, der um eine Rosenanlage errichtet war, in der Sächsischen Strasse 26. Die Aus- und Eingänge im «Rosenhof» waren ziemlich unübersichtlich, sodass die Chancen, möglichst unbeachtet zu bleiben, recht gut waren. Nicht weniger hilfreich war die Unerschrockenheit von Lisa, die sich durch nichts aus der Fassung bringen liess. «Uns schien das kaum glaublich. Wir hatten den Eindruck, als kümmerte diese Frau die Gefahr nicht, in die wir sie zwangsläufig brachten», erinnert sich Inge Deutschkron.

Für Inges Mutter verbesserte sich die Situation nun grundlegend. Sie fand eine Arbeit in der Druckerei von Theodor Görner, der über ihre Identität Bescheid wusste. Am 23. August 1943 beging Inge Deutschkron ihren Geburtstag mit ihrer Mutter und Tante Lisa, die für diesen Anlass eine Flasche Wein «gezaubert» hatte, in der Sächsischen Strasse. In der folgenden Nacht kam es zu einem schweren britischen Bombenangriff auf Berlin. Die drei Frauen hatten die Sirenen verschlafen. Sie kamen dieses Mal mit zersplitterten Fenstern davon. Einige Monate noch konnten Inge und ihre Mutter relativ gesichert bei Lisa Holländer bleiben. Als aber am 30. Januar 1944 Lisas Wohnung im «Rosenhof» in einer Bombennacht zerstört wurde, mussten Inge und ihre Mutter ihre Odyssee fortsetzen.

Walter Rieck nahm die drei Frauen mit nach Potsdam, wo Inge und Ella Deutschkron in einer Arbeitersiedlung zeitweilig ein Quartier in einem ehemaligen Ziegenstall mieteten, diesmal als Berliner «Bombengeschädigte» aus der Sächsischen Strasse 26 mit dem Namen «Richter».



Audiostelle 83: Leben im grossen Wohnblock «Rosenhof» – « ... bis wir ausgebombt wurden».

An diesem Ort erlebten die beiden Frauen die Ankunft der ersten sowjetischen Soldaten am 23. April 1945. Dazwischen lag jedoch mehr als ein Jahr mit weiteren Quartierwechseln, quälenden Irrwegen und gefährlichen Situationen, aus denen sie glücklicherweise immer wieder einen Ausweg fanden.

Wie sieht Inge Deutschkron die Motivation ihrer Helfer? Die Frage nach der Motivation, dem inneren Antrieb der Helfer, beschäftigt Forscher, die über die Hilfe für Juden arbeiten, immer wieder von neuem. Es gibt inzwischen zahlreiche Literatur zu diesem Thema: Was hat bestimmte Menschen dazu veranlasst, was hat sie dazu befähigt, ihre Angst um die Sicherheit des eigenen Lebens, ihr eigenes Wohlergehen und das ihrer Familie hintanzustellen, um verfolgte Jüdinnen und Juden zu schützen?

Eine Reihe derjenigen, die Inge und Ella Deutschkron lebensrettende Hilfe zuteil werden liessen, kam aus sozialdemokratischen Kreisen, denen Inges Eltern selbst angehört hatten. Sie wollten ihren bekannten Verfolgten persönlich helfen und dadurch auch Widerstand gegen die Nationalsozialisten leisten.

Audiostelle 84: Die Motive vieler Helferinnen und Helfer.

Audiostelle 85: Das Helfermotiv des Ehepaars Schwarz.

Ein anderes, vielleicht ungewöhnliches Motiv lag wohl bei Käte Schwarz und ihrem Mann vor, einem Professor für römisches Recht an der Berliner Universität. Der Ehemann hatte ein schlechtes Gewissen, weil er der →NSDAP beigetreten war, und versuchte nun, durch die Hilfe Wiedergutmachung zu leisten.

Vor allem die Helferinnen und Helfer aus dem Umfeld der Sozialdemokraten waren sich der Gefahr, der sie sich mit der Unterstützung von Jüdinnen und Juden aussetzten, bewusst, da sie selbst Verfolgungsmassnahmen zu erdulden hatten (Vertreibung aus dem Amt, Verlust des Arbeitsplatzes) oder als politisch verdächtig galten. Sie standen nun vor der Frage, inwieweit sie bereit waren, sich und ihre Familie zusätzlich zu gefährden, um Inge und ihrer Mutter zu helfen.

Auch Emma Gumz hatte schliesslich Angst davor, selbst in die Fänge der Gestapo zu geraten, als die neugierige Nachbarin auftauchte. Ihr Mann, von dem bekannt war, dass er zu den Zeugen Jehovas gehörte, galt als stärker gefährdet als andere.

Eine besonders problematische und verletzende Art, seine Angst zu zeigen, legte Otto Ostrowski an den Tag. Als sich Inge und ihre Mutter in seinen Augen während einer gemeinsamen Fahrt in der S-Bahn einmal unvorsichtig verhalten hatten, sagte er etwa: «Und damit ihr es gleich wisst: Wenn etwas passieren sollte, dann werde ich euch natürlich opfern. Ich muss am Leben bleiben. Ich habe noch eine Karriere vor mir.» Inge Deutschkron erläutert dazu: «Ostrowski war der festen Überzeugung, dass er in einem demokratischen Staat nach dem Ende →Hitlers eine Rolle spielen würde. Von sich und seinen Fähigkeiten war

er überzeugt. [...] Meine Gefühle für Ostrowski, den ich vorher bewundert hatte, waren nun zwiespältig geworden. Ich sagte nichts.» Ostrowski, der entscheidend zur Rettung von Inge und Ella Deutschkron beigetragen hat, zeigte mit seinem Verhalten in schwierigen Situationen, welche Mischung an Motiven offenbar hinter seiner Tat stand: Zum einen trieben ihn die aufrichtige Sorge um die verfolgte Frau und Tochter des Freundes an, ausserdem der Wunsch, Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu leisten. Zum anderen spielten auch das Bestreben, die eigene Bequemlichkeit nicht zu sehr einzuschränken sowie ehrgeizige Pläne und Grössenfantasien eine Rolle, die sein Handeln zuweilen als berechnend erscheinen lassen.

Nach dem Krieg

Die ersten Anfänge nach der Befreiung am 8. Mai 1945 waren unvorstellbar schwer. «Am Ende des Krieges waren unsere Kräfte aufgebraucht, unsere Nerven zerrüttet. Wir waren unterernährt und hatten ungenügende Kleidung», schreibt Inge Deutschkron in ihrem Buch «Das Leben nach dem Überleben». Ihre Mutter wog nur noch 75 Pfund. «Keine der Siegermächte nahm von uns Notiz.» Da es in den ersten Monaten nach dem Krieg keinen regulären Postverkehr mit England gab, konnten Inge und ihre Mutter noch keine Verbindung mit Martin Deutschkron aufnehmen. Erst im August 1945 erhielt er ein Lebenszeichen, als ein britischer Soldat ihm über seine Feldpostbriefe aus Potsdam Nachrichten von seiner Frau und Tochter übermittelte.

Inge, die wegen der Verfolgung keine abgeschlossene Berufsausbildung hatte, musste nun Geld verdienen. Sie fand eine Arbeit als Sekretärin in der Zentralverwaltung für Volksbildung in Berlin. Ihr früheres Hobby, die Stenografie, kam ihr hier zugute. In dieser Zeit geriet sie in die ersten politischen Auseinandersetzungen zwischen KPD und SPD – es ging um die Frage der Vereinigung der beiden Parteien. Inge war mit ihren 23 Jahren eine entschiedene Verfechterin einer selbstständigen, von Moskau unabhängigen sozialdemokratischen Partei, und sie hielt mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg.

Erst im Juli 1946 erhielt sie mit ihrer Mutter die Genehmigung zur Einreise nach England. Am 2. August 1946 wurden die beiden von Martin Deutschkron auf der Londoner Central Station erwartet – ein Wiedersehen nach sieben Jahren.

Von 1950 bis 1955 arbeitete Inge Deutschkron als Sekretärin der Sozialistischen Internationale. 1955 folgte sie einer Einladung indischer Sozialisten in ihr Land. Auf einer Reise durch Indien machte sie sich mit den überwältigenden Problemen dieses Entwicklungslandes bekannt. Nach ihrer Rückkehr wusste sie, dass sie den Beruf einer Journalistin ergreifen wollte. Sie liess sich 1955 in Bonn, der Hauptstadt der neu gegründeten Bundesrepublik, als Journalistin nieder.

Inge Deutschkron hoffte, am Aufbau eines neuen Deutschland mitarbeiten zu können. Der politische Alltag im westdeutschen Wirtschaftswunderland, in dem kaum Raum für die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit blieb und viele ehemalige Nazis Karriere machen konnten, wurde zur grossen Enttäuschung. Dennoch war sie sich stets bewusst, wie viel Hilfe sie und ihre Mutter während des Krieges erhalten hatten: «Schliesslich hatten Deutsche ihren Kopf für mich riskiert, um meine Mutter und mich vor dem Mord durch die Nazis zu bewahren», schreibt Inge Deutschkron. Sie war unermüdlich bemüht, ihre Helferinnen und Helfer in →Yad Vashem als →«Gerechte unter den Völkern» auszeichnen zu lassen.

1958 wurde Inge Deutschkron in Bonn Mitarbeiterin der israelischen Tageszeitung «Maariv», die sie 1960 zur Deutschlandkorrespondentin ernannte. Als engagierte Journalistin stand sie vor der schwierigen Aufgabe, der israelischen Öffentlichkeit ein Bild des neu entstehenden Deutschland zu vermitteln.

Nachdem sie 1966 die israelische Staatsangehörigkeit erworben hatte, siedelte sie 1972 nach Israel über und arbeitete bis 1987 in der Redaktion von Maariv in Tel Aviv.

1989 hatte das Theaterstück «Ab heute heisst du Sara» nach ihrem Buch *Ich trug den gelben Stern* am Berliner Grips-Theater Premiere. Als Inge Deutschkron im Frühjahr 1988 mit den Autoren des Theaterstücks die Stätten ihrer Illegalität aufsuchte, stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass die Räume von Otto Weidts Blindenwerkstatt in der Ostberliner Rosenthaler Strasse 39 völlig unverändert geblieben waren (siehe www.blindes-vertrauen.de). Die vielen Vorträge, Lesungen und Besuche in Deutschland, angeregt durch das Theaterstück, brachten Inge Deutschkron schliesslich nach Berlin zurück, wo sie so viel Unmenschlichkeit, aber auch Menschlichkeit erlebt hatte. Sie traf hier auf eine junge Generation, die offen war für die Beschäftigung mit der NS-Diktatur und ihren Verbrechen, aber gleichzeitig auch auf Neonazis, die sich ab 1990 wieder deutlicher zeigten. Inge Deutschkron kehrte nach Berlin zurück, ohne ihre Wohnung in Tel Aviv aufzugeben. Ihr Fazit lautet: «Und so bin ich zum Pendler zwischen zwei Welten geworden und mache mir vor, dass die Schönheit einer jeden mein Leben erfüllt.» Bis heute nimmt sie zahlreiche Einladungen zu Vorträgen und Lesungen in Berlin und ganz Deutschland an, und besonders gern spricht sie zu Schülerinnen und Schülern.

Anhang

Zeittafel 1933-1945

1933

- 31. Januar** Reichspräsident Hindenburg ernennt Adolf Hitler zum Reichskanzler.
- 28. Februar** Mit der «Verordnung zum Schutz von Volk und Staat» werden die demokratischen Grundrechte aufgehoben und politische Gegner verfolgt. Erste Boykott- und Verfolgungsmassnahmen gegen Juden.
- 5. März** Bei den Reichstagswahlen erreicht die NSDAP 288 von 647 Sitzen.
- 13. März** Joseph Goebbels wird Minister für «Volksaufklärung und Propaganda».
- 1. April** Die NS-Regierung inszeniert eine antijüdische «Boykott»-Aktion.
- 7. April** Beamte «nichtarischer» Abstammung werden in den Ruhestand versetzt. Mithilfe des «Arierparagraphen» werden in ganz Deutschland jüdische Lehrer, Juristen, Mediziner, Angestellte, Hochschuldozenten usw. aus Behörden entfernt.
- 10. Mai** In fast allen Universitätsstädten des Deutschen Reiches werden Bücher namhafter Autoren, darunter einer Reihe jüdischer Schriftsteller, öffentlich verbrannt.

1935

- 15. September** Die Nürnberger Gesetze («Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» und das «Reichsbürgergesetz») legen die «rassische» Ausgrenzung der Juden fest. Mit dem «Blutschutzgesetz» werden ein Eheverbot und das Verbot sexueller Beziehungen zwischen deutschen Juden und Nichtjuden erlassen. Auf dieser Grundlage werden künftig Anklagen wegen «Rassenschande» erhoben.
- 14. November** Mit der «1. Verordnung zum Reichsbürgergesetz» wird allen jüdischen Bürgern das Stimmrecht in politischen Angelegenheiten aberkannt. Sie werden aus öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Die Begriffe «Jude» und «jüdischer Mischling» werden rechtsgültig definiert.

1936

- April/Mai** Juden wird die Mitgliedschaft in der Reichspresse- und Musikkammer sowie Reichskammer für bildende Künste verboten. Dies bedeutet Berufsverbot für jüdische Künstler, Musiker und Journalisten.
- 17. Juni** Heinrich Himmler wird Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei.
- 1. August** Beginn der Olympischen Sommerspiele in Berlin.

1937

16. November

Die SS beginnt mit dem Ausbau des Konzentrationslagersystems. Dachau (besteht seit 1933), Buchenwald und Sachsenhausen treten an die Stelle der «wilden» KZ.

Die Ausgabe von Reisepässen an Juden wird auf wenige Fälle beschränkt.

1. Dezember

Die Hitlerjugend (HJ) wird zum obligatorischen staatlichen Jugendverband.

1938

Januar

Die NS-Regierung ordnet die Vertreibung jüdischer Bürger aus der Sowjetunion an. Rückkehrende Emigranten werden künftig in KZ eingewiesen.

13. März

«Anschluss» Österreichs an das Deutsche Reich.

26. April

Das Eigentum deutscher Juden wird im ganzen Reich staatlicher Kontrolle unterstellt, eine Vorbereitung auf das spätere Gewerbeverbot und die Enteignung.

23. Juli

Juden werden verpflichtet, eine Kennkarte zu beantragen, die sie mit dem Stempel «J» jederzeit erkennbar macht.

27. September

Berufsverbot für jüdische Rechtsanwälte. Nur einige wenige dürfen als «Rechtskonsulenten» ausschliesslich jüdische Klienten vertreten.

5. Oktober

Reisepässe für Juden sind nur dann gültig, wenn sie mit einem «J» gestempelt sind.

27./28. Oktober

Die NS-Führung lässt im gesamten Reichsgebiet Juden polnischer Staatsangehörigkeit verhaften und zu Tausenden über die grüne Grenze nach Polen abschieben.

8. November

Sämtliche jüdischen Zeitungen und Zeitschriften werden verboten.

9./10. November

Staatlich organisierter Pogrom gegen Juden («Reichskristallnacht»): Es werden weit über hundert Menschen ermordet und Wohnungen, Geschäfte und Synagogen zerstört und geplündert. SA-Trupps und Angehörige der Hitlerjugend demolieren Geschäfte von Juden. Bis zu 30'000 jüdische Männer werden verhaftet und in die KZ Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen eingewiesen. Entlassen werden meist nur jene, die eine Auswanderungsmöglichkeit nachweisen können.

November/Dezember

Beschluss drastischer antijüdischer Massnahmen: Totales Gewerbeverbot, «Zwangsarisierung» von Firmen, Geschäften und Vermögen sowie Auferlegung einer Sondersteuer von insgesamt einer Milliarde Reichsmark.

1939

- 1. Januar** Juden werden gezwungen, zusätzlich die Vornamen «Sara» bzw. «Israel» als offiziellen Namensteil anzunehmen.
- 30. Januar** Hitler kündigt vor dem Grossdeutschen Reichstag für den Fall eines Krieges die «Vernichtung der jüdischen Rasse» an.
- 15. März** Deutsche Truppen besetzen die Tschechische Republik.
- 17. Mai** In einer Volkszählung im Deutschen Reich wird eine «Rassestatistik» angefertigt.
- 23. August** Deutsch-sowjetischer Nichtangriffspakt (mit geheimem Zusatzprotokoll über die Aufteilung Polens), auch «Hitler-Stalin-Pakt» genannt.
- 1. September** Mit dem deutschen Angriff auf Polen beginnt der Zweite Weltkrieg.
- 3.-6. September** Die «Reichsvereinigung» (Zwangvereinigung der Juden in Deutschland) wird gezwungen, Juden im Alter von 16 bis 55 Jahren statistisch zu erfassen. Es wird ein abendliches Ausgangsverbot nach 20 Uhr für die jüdische Bevölkerung verhängt.
- 17. September** Die Rote Armee marschiert in die ostpolnischen Gebiete ein.
- 23. September** Juden müssen ihre Rundfunkapparate abliefern.
- September/Oktober** Mehr als tausend Juden werden aus Mährisch-Ostrau und Wien nach Nisko am San transportiert. Polnische Juden im Reich werden interniert, in Berlin werden sie ins KZ Sachsenhausen verschleppt.
- 4. Dezember** Juden erhalten die Reichsbezugskarten für Lebensmittel usw. (Periode 18.12.1939-14.1.1940) getrennt von der übrigen Bevölkerung und mit wesentlich geringeren Zuteilungen.

1940

- 23. Januar** Juden erhalten keine Kleiderkarten und Bezugsscheine für Textilien und Schuhe mehr. Ihre Versorgung soll ausschliesslich durch die «Reichsvereinigung» garantiert werden.
- 10.-12. Februar** Aus Pommern (Stettin, Schneidemühl und Stralsund) werden weit über tausend Juden ins besetzte Polen deportiert.
- April** In einer Villa in Berlin-Tiergarten werden Insassen von Heil- und Pflegeanstalten erfasst. Die zur «Euthanasie» bestimmten Personen werden in besondere Anstalten verlegt. Insgesamt werden 120'000 geistesranke und behinderte Menschen durch Injektionen, Medikamente und Giftgas getötet (nach der Adresse als Aktion T4 bezeichnet).
- 24. April** Das Reichssicherheitshauptamt ordnet an, dass «wehr- und arbeitseinsatzfähige» Juden aus Deutschland nach Möglichkeit nicht in das europäische Ausland, keinesfalls aber in die europäischen Feindstaaten emigrieren sollen.

Ende April/Mai	Alle jüdischen Männer zwischen 18 und 55 Jahren und alle jüdischen Frauen zwischen 18 und 50 Jahren werden aufgefordert, sich bei der für den «Arbeits-einsatz» zuständigen Stelle der Jüdischen Gemeinde für den organisierten Zwangseinsatz registrieren zu lassen.
Mai/Juni	Errichtung des KZ Auschwitz I (Stammlager), das zeitweilig als Hinrichtungs-stätte für Polen diente. (Anfang September 1941 erste Tötungen mittels Zyklon B von 900 russischen Kriegsgefangenen.)
4. Juli	Juden dürfen nur noch in der Zeit zwischen 16 und 17 Uhr einkaufen. Ein ent-sprechendes Schild ist an allen Verkaufsstellen anzubringen.
Ende September	Juden müssen alle privaten Telefonapparate abgeben (Berliner Juden schon Mitte August).
Oktober	Im ganzen Reichsgebiet, besonders in Berlin, werden Juden zur Zwangsarbeit herangezogen, verstärkt in der Industrie und sogar in Rüstungsbetrieben.
Ende Oktober	Tausende deutscher Juden werden aus Baden, der Pfalz und dem Saarland nach Frankreich deportiert (Pyrenäen, Lager Gurs).
1941	
Februar/März	Mehrere tausend österreichische Juden werden aus Wien nach Polen deportiert.
Ende März	In Berlin Wohnungsraum-Aktion des Generalbauinspektors Albert Speer: Ju-den müssen ihre Wohnungen für «arische» Mieter verlassen, deren Quartiere im Zuge der Neugestaltung der Reichshauptstadt abgerissen werden sollen. Sie werden als Untermieter oder Mieter bei jüdischen Eigentümern konzentriert un-tergebracht.
20. Mai	«Im Hinblick auf die zweifellos kommende Endlösung der Judenfrage» wird die Auswanderung aller Juden aus Frankreich und Belgien verboten.
22. Juni	Deutscher Überfall auf die Sowjetunion. Beginn des Völkermords an Juden durch Massenerschiessungen hinter der Front seit den ersten Tagen.
Anfang August	Totales Ausreiseverbot für alle jüdischen Männer zwischen 18 und 45 Jahren in Deutschland und Österreich. Zu diesem Zeitpunkt sind in Berlin zwischen 26'000 und 28'000 Juden bei mehr als 230 Firmen zwangsweise beschäftigt.
24. August	Nach kirchlichen Protesten werden die «Euthanasie»-Morde offiziell gestoppt, insgeheim aber weitergeführt.

1. September	Die Polizeiverordnung über die öffentliche Kennzeichnung der deutschen Juden mit dem «Judenstern» wird erlassen. Das Verlassen der Wohngemeinde ohne Genehmigung ist künftig verboten (gültig ab dem 19. September).
2. Hälfte September	Für Juden wird die freie Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel eingeschränkt. An Juden dürfen keine Zeitungen mehr verkauft werden.
18. September	Der Zuzug von Juden nach Berlin wird verboten.
18. Oktober	Beginn der reichsweiten Deportationen. Erster Transport von Berliner Juden vom Bahnhof Grunewald nach Litzmannstadt (Lodz).
24. Oktober	Das Reichssicherheitshauptamt droht «deutschblütigen Personen», die «in der Öffentlichkeit freundschaftliche Kontakte zu Juden» unterhalten, Einweisung in ein KZ für drei Monate an. Die betreffenden Juden «sind sogleich zu deportieren».
Oktober	Himmler ordnet ein endgültiges Emigrationsverbot aller deutschen Juden an.
14. November	Beginn der Deportationen aus Berlin nach Minsk und Riga.
25. November	Mit der «11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz» verlieren deportierte oder emigrierte Juden ihre Staatsangehörigkeit. Ihr Vermögen fällt an das Reich.
12. Dezember	Juden wird die Benutzung öffentlicher Fernsprechstellen verboten.
Dezember	In Kulmhof (Chelmno) im Wartheland wird eine erste Vernichtungsstation eingerichtet. Dort werden Juden massenweise mit Autoabgasen getötet.
Ende 1941/Anfang 1942	Bau des Vernichtungslagers Auschwitz II (Birkenau), wo Juden aus allen Ländern Europas vergast werden.
1942	
20. Januar	Am Grossen Wannsee in Berlin findet unter Leitung Reinhard Heydrichs eine Staatssekretärskonferenz statt, an der die Massnahmen zur Vernichtung der europäischen Juden abgestimmt werden. Es wird über die Einbeziehung von in «Mischehe» lebenden Juden und jüdischen «Mischlingen» in die Vernichtungsaktionen diskutiert.
17. März	Beginn der «Aktion Reinhard» – Ermordung von mehr als 1,5 Millionenjuden in den Vernichtungslagern Belzec, Sobibor und Treblinka im Generalgouvernement Polen.

- 24. März** Juden in Berlin wird die Benutzung innerstädtischer Verkehrsmittel verboten; Ausnahmen gelten für Schulkinder und Angestellte jüdischer Einrichtungen, für Zwangsarbeiter nur bei einem Arbeitsweg von mehr als 7 km oder einer Wegstunde.
- 26. März** Wohnungen von Juden müssen mit einem weissen «Judenstern» aus Papier gekennzeichnet werden, ebenso alle sozialen Einrichtungen und Verwaltungsstellen der Jüdischen Gemeinden und der «Reichsvereinigung».
- 9. Mai** Die Jüdische Gemeinde zu Berlin muss bekannt geben, dass weitere Strassenzüge, nämlich die gesamte Strasse Unter den Linden, die Tauentzienstrasse und ein Teil des Kurfürstendamms, künftig für Juden gesperrt sind.
- 15. Mai** Juden wird das Halten von Haustieren (Hunde, Katzen, Vögel usw.) verboten. Besitzer müssen ihre Tiere bis zum 20. Mai zur Ablieferung registrieren lassen.
- 29. Mai** 500 Berliner Juden werden als Geiseln festgenommen wegen der Beteiligung von fünf Juden am Brandanschlag der kommunistischen Widerstandsgruppe um Herbert Baum auf die NS-Propagandaausstellung «Sowjetparadies». 250 von ihnen werden erschossen, die übrigen 250 in ein KZ überführt. Für ähnliche Fälle werden weitere Erschiessungen angedroht.
- 20. Juni** Die «Reichsvereinigung» muss bis zum 30. Juni ihr seit 1939 separat organisiertes Schulwesen einstellen. Schüler ab 14 Jahren werden dem Arbeitsamt zum Zwangseinsatz gemeldet.
- 1. Juli** Erste Deportation von Berlin nach Auschwitz.
- 27. November** Alle Berliner Juden (auch «Geltungsjuden») müssen der «Reichsvereinigung» Namen, Familien-, Wohnungs- und Arbeitsverhältnisse melden.
- 1943**
- 27. Februar** Razzia im gesamten Deutschen Reich zum Abschluss der Deportationen. Im Zuge der so genannten Fabrik-Aktion werden in Berlin etwa 8'000-10'000 Juden in Betrieben, Behörden, auf der Strasse und in Wohnungen verhaftet und in verschiedenen Sammellagern interniert. Zusätzlich werden mehrere tausend in «Mischehe» lebende Juden und «Mischlinge» (vor allem «Geltungsjuden») während der Aktion erfasst und von den Übrigen getrennt. Ein grosser Teil wird entlassen. Mehr als tausend werden aber im Verwaltungsgebäude Rosenstrasse sowie im Sammellager Grosse Hamburger Strasse interniert.

1.-6. März	In einer der grössten Deportationsaktionen werden binnen weniger Tage in fünf Transporten rund 7'000 Berliner Juden nach Auschwitz transportiert.
Anfang März	Protest von nichtjüdischen Angehörigen der Internierten, meist Frauen, vor den Gebäuden in der Rosenstrasse und der Grossen Hamburger Strasse.
6./7. März	Die dort internierten Juden aus «Mischehen» und die «Mischlinge» werden von der Gestapo entlassen, wobei über 300 von ihnen als Ersatzkräfte für die Arbeit in Gemeindeeinrichtungen ausgewählt werden.
25. April	Mit der «12. Verordnung zum Reichsbürgergesetz» wird den noch in Deutschland verbliebenen Juden die deutsche Staatsangehörigkeit entzogen.
1. Juli	Mit der «13. Verordnung zum Reichsbürgergesetz» fallen jüdische Deutsche ausschliesslich unter Polizeigewalt. Nach dem Tod eines Juden fällt sein Vermögen automatisch ans Reich.
1944	
20. Juli	Erfolgsloses Attentat auf Hitler durch Stauffenberg und seine Mitverschwörer aus Widerstandskreisen von Wehrmachtsoffizieren. Danach werden etwa 7'000 Verdächtige aus ihrem Umfeld verhaftet. 170 von ihnen werden hingerichtet.
1. Woche Oktober	Im ganzen Reichsgebiet findet eine zweite «Fabrik-Aktion» statt. Auf Befehl Himmlers sollen «Mischlinge 1. Grades und jüdisch Versippte» aus Industriebetrieben entfernt und nur noch mit manuellen Tätigkeiten zwangsbeschäftigt werden.
November/Dezember	Auf Befehl Himmlers werden die Krematorien in Auschwitz abgerissen.
1945	
Mitte Januar	Etwa 58'000 meist jüdische Gefangene werden aus Auschwitz auf Todesmärsche Richtung Deutschland getrieben. Die meisten werden während der Märsche umgebracht.
15. Januar	Alle in «Mischehen» lebenden arbeitsfähigen Staatsangehörigen und staatenlose Jüdinnen und Juden sollen in das Ghetto Theresienstadt deportiert werden. Aufgrund des Kriegschaos erfolgt dies nur noch teilweise.
27. Januar	Soldaten der Roten Armee befreien Auschwitz.
März/April	Letzte Deportationen von Juden aus dem Jüdischen Krankenhaus in Berlin nach Sachsenhausen und Ravensbrück.

2. Mai

Kapitulation der Reichshauptstadt Berlin vor der Sowjetischen Armee.

7./8. Mai

Bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches vor den Alliierten.

Lesetipps



Peter Schneider.
«Und wenn wir nur eine Stunde gewinnen ...». *Wie ein jüdischer Musiker die Nazi-Jahre überlebte.* Berlin 2001. 120 Seiten. (Taschenbuch 2002).

Peter Schneider erzählt in diesem Buch die atemberaubende Überlebensgeschichte des Musikers Konrad Latte, der 1943 als Achtzehnjähriger mit seiner Mutter und seinem Vater aus Breslau nach Berlin flüchtete, um der drohenden Deportation zu entgehen. Während für seine Eltern das Leben im Untergrund in Auschwitz endete, gelang es dem jungen Musiker, sich unter dem Decknamen Konrad Bauer in Berlin und in anderen Städten Deutschlands versteckt zu halten. Etwa 50 Menschen, die allen Gefahren zum Trotz Mut und Menschlichkeit bewiesen, halfen ihm, seine Odyssee in der Illegalität zu überstehen.

dlv
Inge Deutschkron
Ich trug den gelben Stern

Inge Deutschkron.
Ich trug den gelben Stern. 18. Auflage, München 2001. 198 Seiten.

Inge Deutschkron berichtet, was sie als jüdisches junges Mädchen durch die Verfolgung in Deutschland erleiden musste: Erzwungene Wohnungswechsel, Ausschluss vom Schwimm- und Sportunterricht, Schulwechsel, Angst vor Verhaftung. Als im Oktober 1941 die Deportationen der jüdischen Bevölkerung in den «Osten» begannen, wurde die Angst übermächtig. Für Inge Deutschkron und ihre Mutter begann nun ein Leben in der Illegalität, das für die Freunde, die ihnen beistanden, höchst riskant, für sie selber aber lebensgefährlich war. Nach Jahren der quälenden Angst vor Entdeckung haben sie das nationalsozialistische System und den Krieg überlebt.



KCSS



Inge Deutschkron/ Lukas Ruegenberg. *Papa Weidt.* Mit einem Vorwort von Hanna Renate Laurien. Kevelaer 1999. 30 Seiten (Kinderbuch).

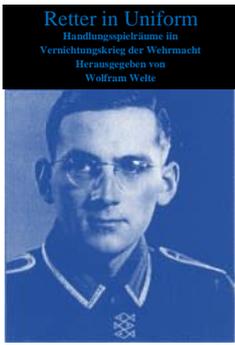
Inge Deutschkron, die während des Krieges mit ihrer Mutter von nichtjüdischen Freunden versteckt wurde, beschreibt hier in einfacher Sprache höchst eindrucksvoll die Geschichte von «Papa» Weidt, dem Inhaber einer Blindenwerkstatt in Berlin. Otto Weidt setzte sich nicht nur für seine jüdischen Blinden ein, sondern half mehreren anderen Jüdinnen und Juden, darunter auch Inge Deutschkron, zu überleben. Die Erzählung ist einfühlsam mit farbigen Zeichnungen des Künstlers Lukas Ruegenberg, Ordensbruder der Benediktinerabtei Maria Laach, illustriert.



Jizchak Schwarsenz.
Die versteckte Gruppe. Berlin 1988. 198 Seiten.

Der Autor war vor dem Zweiten Weltkrieg jüdischer Religions- und Volksschullehrer in Berlin. Ein halbes Jahr nach seinem Untertauchen im August 1942 wurde er Mitbegründer der geheimen Pfadfindergruppe Chug Chaluzi, die er in der Illegalität betreute. Die Kinder und Jugendlichen lebten in verborgenen Wohnquartieren, zwischen Ruinen und Schutt. Schwarsenz und seine Gruppe fanden als «U-Boote» Zuflucht bei vielen nichtjüdischen Helfern, darunter mutige Frauen. Im Frühjahr 1944 gelang dem Lehrer die gefährliche Flucht in die Schweiz.

1953 liess er sich in Israel nieder. Seit 1991 wohnt er wieder in Berlin.



Wolfram Wette (Hrsg.). *Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht*. Frankfurt am Main 2002. 247 Seiten.

In diesem Band werden in zwölf Fallstudien «Retter in Uniform» ins Blickfeld gerückt, die zeigen, dass es selbst im militärischen Bereich des nationalsozialistischen Totalitarismus auch Möglichkeiten zu menschlichem Handeln gab. Es handelt sich um Soldaten, die sich gegen den Vernichtungskrieg empörten und sich in bestimmten Situationen weigerten, mitzumachen. Einige von ihnen verweigerten demonstrativ die Beteiligung an Exekutionen, andere wurden zu Rettern von Jüdinnen und Juden oder anderer politisch und «rassisch» verfolgter Menschen.



Michael Degen. *Nicht alle waren Mörder. Eine Kindheit in Berlin*. München 1999. 332 Seiten.

Der bekannte Bühnen- und Filmschauspieler Michael Degen beschreibt mit dem Blick des Jugendlichen eindringlich seine Erlebnisse auf der Flucht vor den Verfolgern im Berliner Untergrund. Seine Eltern waren so genannte Ostjuden. Nachdem sein Vater im Frühjahr 1940 an den Folgen der KZ-Haft in Sachsenhausen im Jüdischen Krankenhaus zu Berlin gestorben war, entschloss sich seine couragierte Mutter, mit ihrem Sohn unterzutauchen, um der Deportation zu entgehen. Die mitreissend geschriebene, teils autobiografische, teils romanhaft ausgeschmückte Darstellung enthält viele komische, ja skurrile Merkwürdigkeiten und Erlebnisse.



Mordecai Paldiel. *Es gab auch Gerechte. Retter und Rettung jüdischen Lebens im deutschbesetzten Europa 1939-1945*. Herausgegeben von Erhard Roy Wiehn. Konstanz 1999. 134 Seiten.

Dem Autor, seit 1982 Leiter des «Department for the Righteous» (Abteilung der Gerechten) in Yad Vashem, geht es in seinen Schriften um die Kardinalfrage nach den Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Verhaltens. In diesem Buch beschreibt er die verschiedenen Arten von Hilfeleistungen der «Gerechten» und stellt zahlreiche Einzelbeispiele dar. In einem besonderen Kapitel geht er auf «Deutsche als Lebensretter» ein. Es handelt sich sowohl um Rettungsaktionen innerhalb Deutschlands als auch um solche im besetzten Europa.



Meir Wagner. *Die Gerechten der Schweiz. Eine Dokumentation der Menschlichkeit*. Petach-Tikwa/Israel 1999. 154 Seiten.

Der Schweiz blieb die Tragödie der Besetzung und der Vernichtung ihrer jüdischen Gemeinschaft erspart. Einzelne Schweizerinnen und Schweizer haben zwischen 1938 und 1945 verfolgten Jüdinnen und Juden geholfen. Dieses Buch beschreibt die Biografien von 33 Schweizerinnen und Schweizern, die die Auszeichnung «Gerechte unter den Völkern» von Yad Vashem (Israel) erhalten haben. Unter anderem sind es die Geschichten des St. Galier Polizeikommandanten Paul Grüniger, der mehreren hundert jüdischen Flüchtlingen half, oder die von Carl Lutz, dem schweizerischen Vizekonsul in Budapest, der im Jahre 1944 tausenden ungarischer Jüdinnen und Juden das Leben rettete.



Eva Fogelman. *«Wir waren keine Helden»*. *Lebensretter im Angesicht des Holocaust: Motive, Geschichten, Hintergründe*. Frankfurt am Main 1995. 323 Seiten.

Eva Fogelman erzählt die Geschichten von Rettern und Retterinnen und untersucht deren Motivation, Jüdinnen und Juden zu helfen. Sie versucht mit diesem Buch, die Retter ihres Vaters besser zu verstehen. «Dieses Buch wirft einen Blick auf die wenigen, die dem Terror die Stirn boten und sich selbst in Gefahr brachten, um menschlich zu handeln.»



Maria
Gräfin von Maltzan



SCHLAGE
DIE TROMMEL
UND FÜRCHTE
DICH NICHT
Erinnerungen

Maria Gräfin von Maltzan. *Schlage die Trommel und fürchte dich nicht. Erinnerungen*. Berlin 1986.

Dies ist der ungewöhnliche Bericht über das Leben der Maria Gräfin von Maltzan. Sie riskierte ihr Leben mehrfach, um andere zu retten. 1939 lernte sie den Juden Hans Hirschei kennen, und es entwickelte sich eine von der Aussenwelt zunehmend bedrohte Liebesbeziehung zwischen ihnen. Von 1942 an versteckte sie Hans in ihrer kleinen Ladenwohnung. Zugleich half sie weiteren Juden. Nach Kriegsende heirateten die beiden, doch die Ehe zerbrach bald danach. Die Gräfin reiste als Tierärztin mit diversen Zirkusunternehmen durch die Lande, bis sie schliesslich in Berlin eine eigene Praxis aufmachte, die sie bis ins hohe Alter betrieb.



Stefan Keller. *Grüningers Fall. Geschichte von Flucht und Hilfe*. Zürich 1993. 256 Seiten.

Dies ist ein Buch über «jüdische Flüchtlinge, Schlepper, Landesjäger, Zöllner, Bauern und einen Polizeioffizier mit Gewissen». Beschrieben wird die Geschichte von Hauptmann Grüninger aus St. Gallen (Schweiz), der das Leben von hunderten jüdischen Flüchtlingen rettete, für seine humanitäre Hilfe aber einen hohen Preis zahlen musste.

In diesem Kapitel werden einige Websites vorgestellt, die das Thema Rettung während des Holocaust behandeln und im Schulunterricht als Lehrmittel verwendet werden können. Die kleine Auswahl möge als Start dienen. Die jeweiligen Websites beinhalten oft weitere Linklisten. Das Internet ist ein dynamisches Medium, das sich ständig verändert. So kann es sein, dass ein Teil der vorgestellten Websites in ein, zwei Jahren nicht mehr im Netz vorhanden sein wird.

www.gdw-berlin.de

Gedenkstätte Deutscher Widerstand

Die Gedenkstätte Deutscher Widerstand zeigt, wie sich einzelne Menschen und Gruppen in den Jahren 1933 bis 1945 gegen die nationalsozialistische Diktatur gewehrt und ihre Handlungsspielräume genutzt haben. Diese Website bietet die Möglichkeit, Überblick über den Widerstand gegen den Nationalsozialismus sowie über Ausstellungen, Forschungsprojekte, aktuelle Veranstaltungen und Veröffentlichungen der Gedenkstätte zu erhalten.

www.yad-vashem.org.il/righteous/index_righteous.html

«Die Gerechten unter den Völkern». Gedenkstätte Yad Vashem, Israel (Englisch)

Yad Vashem (die nationale Gedenkstätte in Israel zur Erinnerung an Verfolgung und Ermordung der Jüdinnen und Juden durch die Nationalsozialisten) ehrt nichtjüdische Menschen, die während des Nationalsozialismus ihr Leben für die Rettung von Jüdinnen und Juden riskierten. Auf dieser Website kann man einen ersten Einblick in die Thematik gewinnen. Hier werden z. B. die Geschichten einzelner Retter wie Raoul Wallenberg und Oskar Schindler oder die Geschichte der Rettung der dänischen Jüdinnen und Juden vorgestellt. Die Homepage gibt auch eine gute Übersicht über die Arbeit der Gedenkstätte.

www.tu-berlin.de/-zfa

Zentrum für Antisemitismusforschung ZfA

Das 1982 gegründete Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin ist die einzige Einrichtung ihrer Art in Europa. Neben der Grundlagenforschung zum Antisemitismus wird hier zu angrenzenden Schwerpunkten, zu deutsch-jüdischer Geschichte und zum Holocaust geforscht. Der Antisemitismus gilt als Paradigma für die Erforschung von sozialen Vorurteilen und Gruppenkonflikten. Seit 1997 besteht am ZfA ein Forschungsprojekt mit dem Thema «Die Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933-1945». Bis heute konnten in der dazu entwickelten Datenbank Namen und Geschichten von bis zu 3'000 Frauen und Männern, die jüdischen Verfolgten geholfen haben, festgehalten werden. Hinzu kommen die Namen von mehr als 1 600 Jüdinnen und Juden, die untergetaucht gelebt haben. Eine Kurzdarstellung des Projektes findet sich auf der Homepage des ZfA, ausserdem weitere Informationen über Lehrangebote, Veranstaltungen, Forschungsschwerpunkte und Publikationen.

www.blindes-vertrauen.de/home.html

**Blindes Vertrauen. Museum
Blindenwerkstatt Otto Weidt
(Berlin, Rosenthaler Str. 39)**

Die Homepage des Otto-Weidt-Museums informiert über die Entstehung der Ausstellung «Blindes Vertrauen – Versteckt am Hackeschen Markt 1941-1943 / 1998/99 und zeigt die Räume dieser ehemaligen Blindenwerkstatt, wo jüdische und nichtjüdische Taubstumme und Blinde Zuflucht und Schutz fanden. Ausserdem enthält sie Biografien einzelner Beteiligter (Otto Weidt, Inge Deutschkron, Hans Israelowicz, Alice Licht, Familie Horn) und gibt Informationen über aktuelle Ausstellungen, Veranstaltungen und Führungen für Schulgruppen.

www.paul-grueninger.ch

Paul Grüninger

Diese Homepage erzählt die Geschichte des Schweizer Paul Grüninger, des ehemaligen Kommandanten der Kantonspolizei St. Gallen, der mehrere hundert jüdische und andere Flüchtlinge vor der nationalsozialistischen Verfolgung und Vernichtung rettete, indem er ihnen den illegalen Grenzübertritt in die Schweiz ermöglichte.

www.uek.ch

**Unabhängige Expertenkommission
Schweiz – Zweiter Weltkrieg**

Die unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) hat von 1996 bis 2001 die Geschichte der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges aus historischer und rechtlicher Sicht erforscht. Die Homepage der UEK bleibt unter der Regie der Bundeskanzlei weiter bestehen und informiert über die Forschungsergebnisse der Kommission. Unter anderem wurde den Fragen der Flüchtlingspolitik und der wirtschaftlichen und finanziellen Beziehungen der Schweiz mit dem nationalsozialistischen Deutschland nachgegangen.

www.annefrank.nl

**Anne Frank Haus, Niederlande
(Deutsch)**

Das jüdische Mädchen Anne Frank aus Frankfurt am Main, das mit seiner Familie jahrelang in einer Amsterdamer Wohnung (im heutigen Anne Frank Haus) versteckt lebte, schrieb während dieser Zeit ihr später berühmt gewordenes Tagebuch, das sie nach der Befreiung veröffentlichen wollte. Ihr Leben endete jedoch in Auschwitz. Die Amsterdamer Helferinnen und Helfer der Familie Frank fanden Annes Aufzeichnungen und gaben sie ihrem Vater nach dessen Befreiung. Das «Tagebuch der Anne Frank» wurde zu einem der meist gelesenen Bücher der Welt. Die Homepage des Anne Frank-Hauses informiert über die Helferinnen und Helfer der Familie Frank, das Leben im Versteck, Annes Tagebuch und die Bemühungen, das erhalten gebliebene Original zu schützen.

www.annefrank.de

Das Anne Frank Zentrum Berlin ist die deutsche Partnerorganisation des Anne Frank Hauses in Amsterdam. Auf ihrer Homepage befinden sich Informationen zum Leben Anne Franks, Erläuterungen zum didaktischen Konzept des Zentrums und zu Angeboten für Schülerinnen und Schüler und Links zu den deutschen Seiten der Homepage des Anne Frank Hauses in Amsterdam.

www.hagalil.com/shoah/index.htm

Hagalil

Hagalil ist eine umfangreiche Website, die über die Themen Holocaust, Judentum und Israel informiert. Die Website umfasst zahlreiche Originalartikel, Links und Hinweise über aktuelle Ausstellungen und Veröffentlichungen.

www.wiesenthal.com

Simon Wiesenthal Center, USA

(Englisch)

Die umfassende Website des Simon Wiesenthal Centers in Los Angeles informiert über den Holocaust sowie über das Thema Toleranz und Wahrung von Menschenrechten (Museum of Tolerance). Auch hier wird das Thema Rettung im Holocaust präsentiert.

www.tu-berlin.de/-zfa/manfred-wolfson

(ab Juni 2003)

Der Retterforscher

Manfred Wolfson

Diese Website erzählt die Geschichte des Retterforschers und Politologen Manfred Wolfson, der bereits 1964-1967 Deutsche, die Jüdinnen und Juden während des Holocaust halfen, befragt hatte.

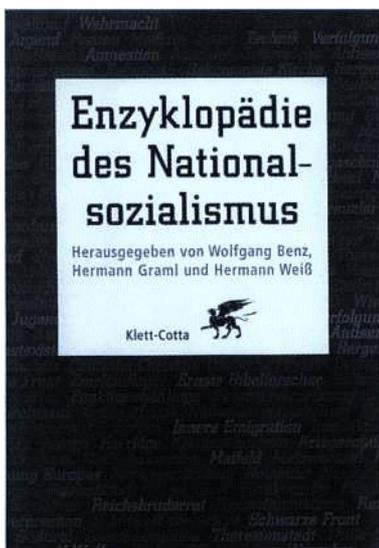
Lexikonbegriffe

Alle Lexikonbegriffe finden sich detailliert erläutert auf der CD-ROM.

Aktion T4	Grüninger, Paul
Anschluss Österreichs	Halbjuden (siehe Mischlinge)
Antisemitismus	Herzl, Theodor
Arbeitsgemeinschaft Bayerischer Verfolgtenorganisationen	Hitler, Adolf
Arier	HJ (Hitlerjugend) und BDM (Bund deutscher Mädel)
Arisierung	Internationales Auschwitzkomitee
Auschwitz	Israel
Bekennende Kirche	J-Stempel
Bergen-Belsen	Judenstern
Bibelforscher	Kindertransporte
Boycott (1. April 1933)	Konzentrationslager (allgemein) Kristallnacht (auch Reichspogromnacht) Luftwaffenhelfer (siehe Flakhelfer) Lutz, Carl
Buber, Martin Buchenwald	
Bundesverdienstkreuz	Mädchenorchester (siehe Frauenorchester)
Dachau	Majdanek
DDP (Deutsche Demokratische Partei) DDR (Deutsche Demokratische Republik) Deportation (aus Berlin)	Medizinische Versuche
Deportation in den Osten (allgemein)	Mischehe
Deutsche Christen	Mischlinge (auch Halbjuden) Nationalsozialisten (NSDAP)
	Nichtarische Christen
	Niemöller, Martin
	NPD (Nationaldemokratische Partei Deutschlands)
	NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) (auch Nationalsozialisten)
Ebert, Friedrich Eichberg Einsatzgruppen Erster Weltkrieg	Nürnberger Gesetze
Euthanasie	Nürnberger Prozess
Fabrik-Aktion	OKH (Oberkommando des Heeres)
Familie Sonabend (auch Sonabend)	Ostfeldzug
Flakhelfer (auch Luftwaffenhelfer)	OT (Organisation Todt)
Frauenorchester Auschwitz (auch Mädchenorchester)	Palästina
Furtwängler, Wilhelm	Pfarrernotbund
Galen, Graf von	Polen
Generalgouvernement	Politisch Verfolgte
Gerechte unter den Völkern (siehe Yad Vashem)	Reichsbahn
Gestapo	Reichspogromnacht (siehe Kristallnacht)
Ghetto Minsk	
Goebbels, Joseph	SA (Sturmabteilungen)
Göring, Hermann	Salzberger, Georg
Grüber, Pfarrer Heinrich Grüber	Schweizer «Gerechte unter den Völkern»

Sonabend (siehe Familie Sonabend)
SS (Schutzstaffel)
Theresienstadt
Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941
Ukraine
Unbesungene Helden
Ungarn
Verein zur Abwehr des Antisemitismus
Versailler Vertrag
Wandervogel
Wehrmacht

Weidt, Otto
Weimarer Republik
Weisse Rose
Weltwirtschaftskrise
Widerstand
Winniza
Yad Vashem (auch Gerechte unter den Völkern)
Zionistenkongress
Zwangsarbeit
Zwanzigster Juli (20. Juli)
Zweiter Weltkrieg



Ein Teil der Lexikonbegriffe auf der CD-ROM ist verschiedenen Lexika, unter anderem der Enzyklopädie des Nationalsozialismus, entnommen.

Einführung

- Ido Abram/Matthias Heyl. *Thema Holocaust. Ein Buch für die Schule*. Reinbek bei Hamburg 1996.
- Theodor W. Adorno. «Erziehung nach Auschwitz». In: Ders. *Ob nach Auschwitz noch sich leben lasse? Ein philosophisches Lesebuch*. Herausgegeben von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997.
- Angela Borgstedt. «Jüdischer Widerstand – ‚Judenhelfer‘. Ein Literaturbericht». In: Michael Kissener (Hrsg.). *Widerstand gegen die Judenverfolgung. Portraits des Widerstands*. Konstanz 1996, S. 285-341.
- Eva Fogelman. «Wir waren keine Helden». *Lebensretter im Angesicht des Holocaust. Motive, Geschichten, Hintergründe*. Frankfurt am Main/New York 1995.
- Günther B. Ginzel (Hrsg.). *Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit*. Köln 1993.
- Christoph Hamann. «„Uropa war ein Guten. Retten und Überleben im Nationalsozialismus als Thema des Geschichtsunterrichts». In: Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.). *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Bd. 5. Berlin 2002, S. 381-394.
- Hans-Joachim Henke/Stefan Kerschgens/Winfried Kranz (Hrsg.). «... das durfte keiner wissen!» *Hilfe für Verfolgte im Rheinland von 1933 bis 1945*. Gespräche, Dokumente, Texte. Köln 1995.
- Beate Kosmala/Claudia Schoppmann (Hrsg.). *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Bd. 5. Berlin 2002.
- Re vital Ludewig-Kedmi. «Moraldilemmata von Judenrettern. Sozialpsychologische Interpretation und pädagogische Umsetzung». In: Kosmala/Schoppmann. *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Bd. 5. Berlin 2002, S. 363-379.
- Samuel P. Oliner/Pearl M. Oliner. *The Altruistic Personality. Rescuers of Jews in Nazi Europe*. New York 1988.
- Jean Paul Sartre. *Ist der Existentialismus ein Humanismus?* Frankfurt am Main 1989.
- Peter Steinbach. «Unbesungene Helden – ihre Bedeutung für die allgemeine Widerstandsgeschichte. Überlegungen im Zusammenhang mit einigen jüngeren Widerstandskontroversen und widerstandsgeschichtlichen Einengungsversuchen». In: Ders. *Widerstand im Widerstreit. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in der Erinnerung der Deutschen*. Ausgewählte Studien, Paderborn/München/Wien/Zürich 1994, S. 215-233.
- Emil Walter-Busch. «Entstehungszusammenhang und Ergebnisse von Manfred Wolfsons Retterstudie (1945-1975)». In: Kosmala/Schoppmann. *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Bd. 5. Berlin 2002, S. 335-362.
- Harald Welzer. «Bei uns waren sie immer dagegen». In: *Frankfurter Rundschau*, 6. Januar 2001.

Gitta Bauer

- Yad Vashem, Department of the Righteous, Akte Bauer Gitta, ger 3138.
- Gay Block/Malka Drucker. *Rescuers. Portraits of Moral Courage in the Holocaust*. New York/London 1992, S. 136-141.
- Manfred Wolfson. «Interview mit Gitta Bauer (1967)». In: *Nachlass Wolfson*, Archiv des ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.
- Wolfgang Benz/Walter H. Pehle. *Lexikon des deutschen Widerstands*. Frankfurt am Main 1994.

Else Blochwitz

- Entschädigungsamt Berlin, Akten «Unbesungene Helden», Blochwitz Else, Akte 272.
Yad Vashem, Department of the Righteous, Akte Blochwitz Else, ger 0137.
Felicitas Bothe-von Richthofen. «Widerstand in Wilmersdorf», Bd. 7 der *Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933-1945*. Widerstand 1933-1945, Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hrsg.), Berlin 1993.
Manfred Wolfson. «Interview mit Else Blochwitz (1967)», in: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.

Margarete und Fritz Kahl

- Schweizerisches Bundesarchiv Bern, E 4264 (-) 1985/196, Bd. 694, N 7957, Dossier Robert Eisenstädt (1943-1947).
Eugen Kahl. «Erinnerungen an die Verfolgung der Juden in Frankfurt am Main». Unveröffentlichtes Manuskript, Berlin 1988. Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.
Monica Kingreen. «Verfolgung und Rettung in Frankfurt am Main und der Rhein-Main-Region», in: Kosmala/Schoppmann. *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Bd. 5. Berlin 2002, S. 167-190.
Dies. (Hrsg.). «Nach der Kristallnacht». *Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938-1945*, Frankfurt am Main/New York 1999.
Beate Kosmala. *Interview mit Dr. Eugen Kahl* (19.12.2001).
Dies. «Es blieb nur die Kranzschleife ‚Meiner Lebensretterin‘. Ein Kapitel aus dem ‚unbesungenen‘ und «unbeschriebenem Widerstand». In: *Frankfurter Rundschau*, 20. Juli 2001, Seite 7.
Manfred Wolfson. «Interview mit Dr. Fritz Kahl (1964)». In: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.

Martha Wiroth

- Entschädigungsamt Wiesbaden, Faulstroh Betty, EA 14445.
Israel Gutman et al. (Hrsg.) *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*. München/Zürich 1995.
Monica Kingreen. «Verfolgung und Rettung in Frankfurt am Main und der Rhein-Main-Region». In: Kosmala/Schoppmann. *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941-1945*. Reihe: Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Bd. 5. Berlin 2002, S. 167-190.
Ernst Klee. «Euthanasie» im NS-Staat. *Die Vernichtung unwerten Lebens*. Frankfurt am Main 1983.
Georg Salzberger. *Leben und Lehre*. Frankfurt am Main 1982.
Manfred Wolfson. «Interview mit Martha Wiroth (1967)». In: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.

Hermann Maas

- Angela Borgstedt. «, ... zu dem Volk Israel in einer geheimnisvollen Weise hingezogen. Der Einsatz von Hermann Maas und Gertrud Luckner für verfolgte Juden». In: Michael Kissener. *Widerstand gegen die Judenverfolgung. Portraits des Widerstands*. Konstanz 1996, S. 227-260.
Werner Keller (Hrsg.). *Zeugnisse*. Veröffentlichung und Berichte der Hermann Maas-Stiftung Heidelberg 1997, Nr. 1, 1. Jg., Dezember 1997.
Jörg Schadt/Michael Caroli (Hrsg.). *Heidelberg unter dem Nationalsozialismus. Studien zu Verfolgung, Widerstand und Anpassung*. Heidelberg 1985.
Arno Weckbecker. «Die Judenverfolgung in Heidelberg 1933-1945». In: Schadt/Caroli. *Heidelberg unter dem Nationalsozialismus*, S. 399-468.
Yad Vashem, Department of the Righteous, Akte Maas, Dr. Hermann, ger 0074.
Manfred Wolfson. «Interview mit Dr. Hermann Maas (1967)». In: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.

Ruth und Werner Krumme

- Barbara Distel, Werner Krumme. «„Das System an sich konnte ich nicht ändern. Ich konnte es nur im Rahmen meiner Möglichkeiten an einigen Stellen unterhöheln.» Erinnerung eines Häftlingsfunktionärs im Lager Auschwitz I». In: *Dachauer Hefte* 7 (1991), Solidarität und Widerstand, S. 119-128.
- Gabriele Knapp. *Das Frauenorchester in Auschwitz – Musikalische Zwangsarbeit und ihre Bewältigung*. Hamburg 1996.
- Werner Krumme. ‚«Denk’ ich an Auschwitz in der Nacht ...’. Erlebnisse und Gedanken eines ehemaligen deutschen Häftlings». Unveröffentlichtes Manuskript. In: Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.
- Anita Lasker Walfisch. *Ihr sollt die Wahrheit erben*. Bonn 1997.
- Karin Orth. *Die Konzentrationslager-SS. Sozialstrukturelle Analysen und biographische Studien*. Göttingen 2000.
- Peter Schneider. ‚Und wenn wir nur eine Stunde gewinnen ...’. *Wie ein jüdischer Musiker die Nazi-Jahre überlebte*. Berlin 2001.
- Manfred Wolfson. «Interview mit Werner Krumme (1967)». In: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.
- Yad Vashem, Department of the Righteous, Akte Krumme Werner, ger 0033.

Heiner Wollheim

- Erich Bloch. *Geschichte der Juden von Konstanz im 19. und 20. Jahrhundert*. Konstanz 1996.
- Uriel Gast. «Aspekte schweizerischer Fremden- und Flüchtlingspolitik vor und während des Zweiten Weltkrieges». In: Irene Lindgren/Renate Walder (Hrsg.). *Schweden, die Schweiz und der Zweite Weltkrieg*. Frankfurt am Main 2001, S. 203-220.
- Israel Gutman et al. (Hrsg.). *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*. München/Zürich 1995.
- Martin Picard. *Dossier-Nr. 03016. Schweizerisches Bundesarchiv*. Bestand: E 4264 (-) 1985/196.
- Jacques Picard. *Die Schweiz und die Juden 1933-1945*. Zürich 1994.
- Ders. «Die Schweiz. Hilfe, Selbsthilfe und Solidarität entlang der Grenze», in: Wolfgang Benz/Juliane Wetzels (Hrsg.). *Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit*, Regionalstudien Bd. 1. Berlin 1996, S. 233-270.
- Schweizerisches Bundesarchiv. Bestand: E 4264 (-) 1985/196, Cohn Ruth, Dossier-Nr. 08789.
- Theo Tschuy. *Carl Lutz und die Juden von Budapest*. Zürich 1995.
- UEK: Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. *Die Schweiz und die Flüchtlinge zur Zeit des Nationalsozialismus*. Reihe: Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, Band 17. Zürich 2001.
- Meir Wagner. *Die Gerechten der Schweiz – Eine Dokumentation der Menschlichkeit*. Petach-Tikwa (Israel) 1999.
- Verena Willige. *Jugend forscht. Zur Geschichte des Helfens. Heiner Wollheim als Opfer und Helfer. Interview mit Dr. Dietrich Wollheim*. Gesprächsaufzeichnungen vom 28.11.1996. Manuskript des Gymnasiums Stockach, S. 82-87.
- Manfred Wolfson. «Interview mit Heiner Wollheim (1967)», in: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.

Konrad Merget

- Raul Hilberg. *Sonderzüge nach Auschwitz* Mainz 1981.
- Beate Kosmala. «Ungleiche Opfer in extremer Situation. Die Schwierigkeiten der Solidarität im okkupierten Polen». In: Wolfgang Benz/Juliane Wetzels (Hrsg.). *Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit*, Regionalstudien Bd.1. Berlin 1996, S. 19-97.
- Thomas Sandkühler. «Endlösung» in Galizien. *Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiative von Berthold Beitz 1941-1944*. Bonn 1996.

Manfred Wolfson. «Interview mit Konrad Merget (1966)». In: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.

Willi Ahrem

Mariana Hausleitner/Brigitte Mihok/Juliane Wetzel (Hrsg.). *Rumänien und der Holocaust. Zu den Massenverbrechen in Transnistrien 1941-1944*. Berlin 2001.

Beate Kosmala. «Die Ermordung der Juden von Nemirov und die Rettungsaktion von Willi Ahrem». In: Wolfram Wette (Hrsg.). *Zivilcourage in der NS-Zeit. Empörte, Helfer und Retter aus der Wehrmacht*. Erscheint in Frankfurt am Main, Herbst 2003.

Dieter Pohl. «Schauplatz Ukraine: der Massenmord an den Juden im Militärverwaltungsgebiet und im Reichskommissariat 1941-1943». In: Norbert Frei/Sybille Steinbacher/Bernd C. Wagner (Hrsg.). *Ausbeutung, Vernichtung, Öffentlichkeit. Neue Studien zur nationalsozialistischen Lagerpolitik*. München 2000, S. 135-173.

Hamburger Institut zur Sozialforschung (Hrsg.). «*Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941-1944*». Begleitbroschüre zur Ausstellung. Hamburg 2001.

Wolfram Wette. *Retter in Uniform. Handlungsspielräume im Vernichtungskrieg der Wehrmacht*. Frankfurt am Main 2002.

Manfred Wolfson. «Interview mit Willi Ahrem (1966)». In: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.

Yad Vashem, Department of the Righteous, Akte Ahrem Willi, ger 0102.

Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg (ZStL), AR-Z 141/67, Bd. II, Bl. 222-225, Protokoll Willi Ahrem (1.3.1962).

Zitat aus dem Bericht von Prof. Seraphim mit Anschreiben der Rüstungsinspektion Ukraine vom 29.11. und 2.12.1941 aus: Dieter Pohl. *Schauplatz Ukraine*, S. 155.

Inge Deutschkron

Inge Deutschkron. *Sie blieben im Schatten. Ein Denkmal für «stille Helden»*. Berlin 1996.

Dies. *Ich trug den gelben Stern*. München 2001 (18. Auflage).

Dies. *Mein Leben nach dem Überleben. Die Fortsetzung von «Ich trug den gelben Stern»*. München 2000.

Ariane Kwasigroch (Hrsg.). Ausstellungskatalog: «*Blindes Vertrauen. Versteckt am Hackeschen Markt 1941-1943*». Ausstellung in der ehemaligen Blindenwerkstätte Otto Weidt. Berlin 1999.

Volker Ludwig/Detlef Michel. «*Ab heute heisst Du Sara*». Textbuch. 33 Bilder aus dem Leben einer Berlinerin, Grips Theater Berlin, Uraufführung 9. Februar 1989. Berlin 1989.

Manfred Wolfson. «Interview mit Inge Deutschkron (1966/1967)». In: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.

Manfred Wolfson. «Schriftliche Befragung von Lisa Holländer (1966/67)». In: *Nachlass Wolfson*, Archiv ZfA (Zentrum für Antisemitismusforschung), TU Berlin.

Wir haben uns bemüht, sämtliche Abdruckrechte einzuholen. Wo uns dies nicht gelungen ist, können allfällige Ansprüche nachträglich geltend gemacht werden. Änderungen werden bei einer Neuauflage berücksichtigt.

- S. 7: Prof. Manfred Wolfson: Deborah Wolfson, Zürich.
- S. 11: Deborah und David Wolfson: Deborah Wolfson, Zürich.
- S. 32: Gitta Bauer: Gay Block and Malka Drucker, Rescuers. Portraits of Moral Courage in the Holocaust, New York/London 1992, S. 137.
- S. 34: Gitta Bauer (1942): Gay Block and Malka Drucker, Rescuers. Portraits of Moral Courage in the Holocaust, New York/London 1992, S. 140.
- S. 37: Ilse Baumgart mit ihren Enkelkindern: Gay Block, Malka Drucker, Rescuers. Portraits of Moral Courage in the Holocaust, New York/London 1992, S. 139.
- S. 37: Ilse Baumgart mit Gittas Sohn: Gay Block, Malka Drucker, Rescuers. Portraits of Moral Courage in the Holocaust, New York/London 1992, S. 140.
- S. 38: Else Blochwitz: Felicitas Bothe-von Richthofen, Widerstand in Wilmersdorf, Bd. 7 der Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933-1945. Widerstand 1933-1945, Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hg.), Berlin 1993, S. 162.
- S. 39: Kurfürstendamm, Berlin 1936: Bildarchiv preussischer Kulturbesitz, S. 116.
- S. 42: «Feinde». Ein Gedicht von Else Blochwitz: Yad Vashem, Department of the Righteous: Blochwitz, Else, ger 0137 (1965).
- S. 43: Fritz und Margarete Kahl mit ihren Kindern im Jahre 1946: Dr. Eugen Kahl, Berlin.
- S. 45: Eva Müller (Molnar): Schweizerisches Bundesarchiv Bern. Dossier Robert Eisenstädt. E 4264 (-) 1985/196, Bd. 694, N 7957.
- S. 46: Robert Eisenstädt: Schweizerisches Bundesarchiv Bern, Dossier Robert Eisenstädt, E 4264 (-) 1985/196, Bd. 694, N 7957.
- S. 47: Eugen Kahl in HJ-Uniform: Dr. Eugen Kahl, Berlin.
- S. 49: Maria Adina Eisenstädt: Schweizerisches Bundesarchiv Bern, Dossier Robert Eisenstädt. E 4264 (-) 1985/196, Bd. 694, N 7957.
- S. 52: Frankfurt: Die brennende Börneplatz-Synagoge November 1938: Stadtarchiv Frankfurt am Main.
- S. 55: Pfarrer Hermann Maas (1967): Hermann Maas-Archiv, Heidelberg, Gerhard Ballarin.
- S. 57: Hermann Maas während eines Gottesdienstes: Hermann Maas-Archiv, Heidelberg, Gerhard Ballarin 6545/24.
- S. 60: Konzentrationslager Dachau: Dirk Reinartz, Christian Graf von Krockow, Göttingen.
- S. 63: Werner Krumme: Daniela Krumme, München.
- S. 64: Ruth Krumme, geborene Haas (geb. 1911): Daniela Krumme, München.
- S. 65: Anita Lasker, 1939: Anita Lasker Wallfisch, London.
- S. 65: Renate Lasker 1939: Anita Lasker Wallfisch, London.
- S. 66: Werner Krumme als Häftling in Auschwitz 1943: Daniela Krumme, München.
- S. 69: Heiner Wollheim: Dieter Wollheim, Steisslingen.
- S. 71: Der Dirigent und Komponist Wilhelm Furtwängler: Nachlass von W. Furtwängler. Zentralbibliothek Zürich. Mit Genehmigung von Elisabeth Furtwängler.
- S. 72: Die Gerettete Ruth Cohn: Ruth Cohn, Dossier-Nr. 08789. Schweizerisches Bundesarchiv, Bestand: E 4264 (-) 1985/196.

- S. 73: Elsa Wollheim im Jahre 1928: Dieter Wollheim, Steisslingen.
- S. 77: Deportation: Yad Vashem, Jerusalem.
- S. 78: Massenerschiessungen: Deutsches Historisches Museum Berlin (Bildarchiv, Gronefeld).
- S. 78: Massenerschiessungen im Osten: Yad Vashem, Jerusalem.
- S. 80: Willi Ahrem: Ewald Ahrem, Pulheim.
- S. 82: Einsatzgruppe C, Yad Vashem, Jerusalem.
- S. 85: Elly Ahrem und die Kinder: Ewald Ahrem, Pulheim.
- S. 86: Inge Deutschkron: Inge Deutschkron, Berlin.
- S. 87: Martin Deutschkron: Inge Deutschkron, Berlin.
- S. 88: Ella und Inge Deutschkron: Inge Deutschkron, Berlin.
- S. 90: Otto Weidt: Inge Deutschkron, Berlin.
- S. 93: Lisa Holländer: Inge Deutschkron, Berlin.

Zum Gebrauch der CD-ROM

(ist beim Verlag vorrätig)

Einführung

Auf dieser CD-ROM wird die Geschichte von neun Frauen und Männern erzählt, die während des Holocaust verfolgten Jüdinnen und Juden halfen. Die CD-ROM enthält zahlreiche Fotografien, Illustrationen sowie Auszüge aus Interviews mit Retterinnen und Rettern, die in den 60er-Jahren durchgeführt wurden. Dabei werden historische Zusammenhänge dargestellt. Geografische Karten, Lexikonbegriffe oder Zeittafeln werden mit einem Mausklick zugänglich und verschiedene Stellen führen direkt auf aktuelle Seiten im Internet.

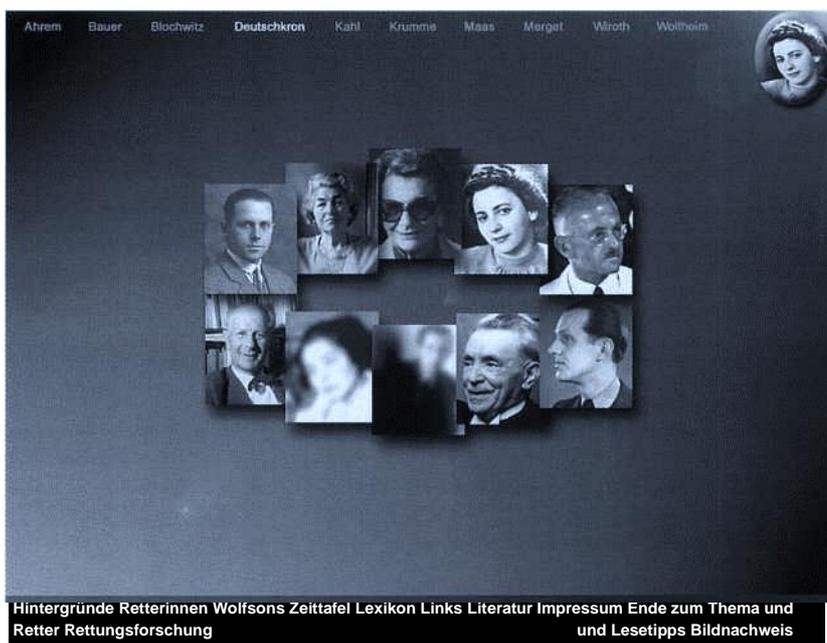
Die CD-ROM kann von Schulklassen (8. bis 13. Schuljahr) verwendet werden, um eine bisher wenig beachtete Form des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus lebendig kennen zu lernen. Die CD-ROM enthält zusätzlich zu den Interviewstellen mit Retterinnen und Rettern umfangreicheres Bildmaterial als das Buch.

Aufbau der CD-ROM

Kern der CD-ROM sind die Biografien der 9 Retterinnen und Retter sowie zwei Geretteten, deren Namen im oberen Hauptmenü zu finden sind. Per Mausklick auf das Foto oder den Namen einer Retterin oder eines Retters gelangt man in das ihnen zugeordnete Menü.

Im unteren Bereich des Bildschirms erscheint das zweite Hauptmenü. Hier hat man Zugriff zu den Bereichen:

Hintergründe zum Thema (Retterforschung) – Retterinnen und Retter – Wolfsons Rettungsforschung – Zeittafel – Lexikon – Links – Literatur/ Lesetipps – Impressum/Bildnachweis – Ende



CD-ROM Systemvoraussetzung

Die Systemvoraussetzungen entnehmen Sie bitte der beiliegenden CD-ROM.

Druckversionen der Texte

Auf der CD-ROM befinden sich im Ordner *Druckversionen* die Biografien der Retterinnen und Retter sowie alle Lexikonbegriffe im rtf-Format. Diese Texte können mit Microsoft Word oder Apple Works geöffnet, ausgedruckt und weiterbearbeitet werden. Zu den Texten gelangt man *nur* über den Direktzugriff auf die CD-ROM, d.h. über den Explorer (Win) oder den Finder (Mac). Aus dem Programm heraus gibt es keine Möglichkeit, zu den Druckversionen zu gelangen.

Audio-CD

Die CD-ROM beinhaltet einen Audio-Teil, der auf handelsüblichen CD-Playern über die Stereoanlage abgespielt werden kann. Die folgenden Verweise der über 80 Interviewausschnitte mit Retterinnen und Rettern beziehen sich auf die Track-Nummern der Audio-CD.

Die Retterin Gitta Bauer

(Audiostellen 1 bis 9)

1	Bauer 1	00:20
2	Bauer 2	00:16
3	Bauer 3	00:15
4	Bauer 4	00:08
5	Bauer 5	00:37
6	Bauer 6	00:40
7	Bauer 7	00:12
8	Bauer 8	00:16
9	Bauer 9	00:29

Die Retterin Else Blochwitz

(Audiostellen 10 bis 17)

10	Blochwitz 1	00:40
11	Blochwitz 2	00:33
12	Blochwitz 3	00:50
13	Blochwitz 4	00:24
14	Blochwitz 5	00:38
15	Blochwitz 6	00:29
16	Blochwitz 7	00:15
17	Blochwitz 8	00:45

Die Retter Margarete und Fritz Kahl

(Audiostellen 18 bis 25)

18	Kahl 1	00:31
19	Kahl 2	00:32
20	Kahl 3	00:21
21	Kahl 4	00:43
22	Kahl 5	01:12
23	Kahl 6	00:18
24	Kahl 7	00:34
25	Kahl 8	00:32

Die Retterin Martha Wiroth

(Audiostellen 26 bis 38)

26	Wiroth 1	00:22
27	Wiroth 2	00:21
28	Wiroth 3	01:11
29	Wiroth 4	01:00
30	Wiroth 5	01:38
31	Wiroth 6	00:15
32	Wiroth 7	00:49
33	Wiroth 8	00:32
34	Wiroth 9	00:18
35	Wiroth 10	00:46
36	Wiroth 11	00:24
37	Wiroth 12	00:28
38	Wiroth 13	00:14

Der Retter Dr. Hermann Maas

(Audiostellen 39 bis 50)

39	Maas 1	00:32
40	Maas 2	00:36
41	Maas 3	00:38
42	Maas 4	00:34
43	Maas 5	01:20
44	Maas 6	00:35
45	Maas 7	00:29
46	Maas 8	00:35
47	Maas 9	02:11
48	Maas 10	01:16
49	Maas 11	01:01
50	Maas 12	00:48

Die Retter Ruth und Werner Krumme

(Audiostellen 51 bis 59)

51	Krumme 1	01:37
52	Krumme 2	00:42
53	Krumme 3	01:03
54	Krumme 4	00:20
55	Krumme 5	00:50
56	Krumme 6	00:49
57	Krumme 7	00:39
58	Krumme 8	01:03
59	Krumme 9	00:44

Der Retter Heiner Wollheim

(Audiostellen 60 bis 63)

60	Wollheim 1	00:24
61	Wollheim 2	00:14
62	Wollheim 3	00:39
63	Wollheim 4	00:36

Der Retter Konrad Merget

(Audiostellen 64 bis 68)

64	Merget 1	00:58
65	Merget 2	00:12
66	Merget 3	00:31
67	Merget 4	00:50
68	Merget 5	00:14

Der Retter Willi Ahrem

(Audiostellen 69 bis 76)

69	Ahrem 1	00:25
70	Ahrem 2	00:41
71	Ahrem 3	00:31
72	Ahrem 4	00:36
73	Ahrem 5	00:14
74	Ahrem 6	00:19
75	Ahrem 7	00:56
76	Ahrem 8	00:14

Die Geretteten Inge Deutschkron und ihre Mutter

(Audiostellen 77 bis 85)

77	Deutschkron 1	00:48
78	Deutschkron 2	00:19
79	Deutschkron 3	00:19
80	Deutschkron 4	00:44
81	Deutschkron 5	00:21
82	Deutschkron 6	01:07
83	Deutschkron 7	00:32
84	Deutschkron 8	00:25
85	Deutschkron 9	00:28

Über die Autorinnen



Dr. Beate Kosmala, Historikerin

Seit 1995 am Zentrum für Antisemitismusforschung (ZfA) der Technischen Universität Berlin beschäftigt, zahlreiche Aufenthalte in Polen, Veröffentlichungen zur polnisch-jüdischen Geschichte und Übersetzungen aus dem Polnischen. Seit 1997 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt «Rettung von Juden im nationalsozialistischen Deutschland» am ZfA und Mitherausgeberin des Buches *Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941 bis 1945*, Berlin 2002. Von 1998 bis 2002 Mitarbeit in der International Task Force for Holocaust Education, Remembrance and Research. Von Oktober 2000 bis März 2001 Fellow am International Institute for Holocaust Research in Yad Vashem (Jerusalem).



Dr. phil. Revital Ludewig-Kedmi, geboren in Israel, Diplompsychologin

Langjährige Forschungsarbeit über den Holocaust in Israel, Deutschland und der Schweiz. Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität St.Gallen (Schweiz). Mitarbeiterin von Tamach, der psychosozialen Beratungsstelle für Holocaust-Überlebende und ihre Angehörigen in der Schweiz. Ausbildungstätigkeit über die therapeutische Arbeit mit Opfer- und Täterfamilien. Weiterbildungsseminare u.a. in den Gedenkstätten Bergen-Belsen und Buchenwald. Publikationen: u.a. *Opfer und Täter zugleich? Moraldilemmata jüdischer Funktionshäftlinge in der Shoah*, Giessen 2001. Mitherausgeberin des Buches *Das Trauma des Holocaust zwischen Psychologie und Geschichte*, Zürich 2002.